

Österreichisch-Ungarische Revue.

Jahrgang XII.

1897.

1897.

Herausgegeben und redigiert

von

A. Mayer-Winde.



22. Band, 4. u. 5. Heft.



Wien.

Verlag der Österreichisch-Ungarischen Revue.

XVIII., Hans Sachs (vorm. Wildenmann)-Gasse 6.

Inhalt.

	Seite
Zur Entstehung der Monarchie in Ungarn (Schluss). Von Dr. Stephan v. Molnóványi	213
Svatopluk Čech's Leben und Werke (Fortsetzung.) Von Phil. Dr. Jaroslav Sutnar	231
Die Huzulen. Von Prof. Dr. Raimund Friederich Raindl	269
Geistiges Leben in Oesterreich und Ungarn	286
Neues Illustriertes Vaterländisches Ehrenbuch. Herausgegeben von Albin Reichsfreiherrn von Teuffenbach zu Tiefenbach und Maxwegg. Besprochen von Friedrich Marx.	
Oesterreichisch-Ungarische Dichterhalle	311
Aus dem Croatischen. Von Dr. Moriz Landwehr. Herzog Janko und Blatko Madjenovic. Der König von Wien schlägt die Türken vor Wien. Gruß an Ragusa. Dichtungen von Ilijasevic: An die Sonne. Ein kleines Unglück. Der Schlaf. — Der Obstgarten (Schluss). Von L. v. Mertens.	



An meine verehrten Leser!

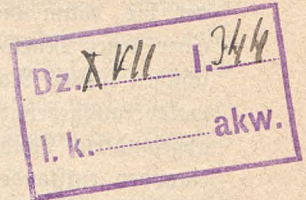
Die Vorbereitungen auf das Jahr 1898, dessen hohe Bedeutung für unsere Monarchie auch die „Oesterreichisch-Ungarische Revue“ nach Kräften zu literarischem Ausdruck zu bringen gedenkt, hatten für mich eine Reihe weiltäufiger und zeitraubender Reisen, diese aber eine mehrwöchentliche schwere Erkrankung im Gefolge, so dass das Erscheinen vorliegender Doppelnummer eine ganz ungewöhnliche Verzögerung erlitten hat; nachdem nun erwähnte Vorbereitungen zu dem angestrebten Ziele geführt haben, biete ich den p. t. Lesern dies jüngste Heft meiner Publicationen in der unerschütterlichen Überzeugung, dass deren verehrte Gönner die Verspätung mit Rücksicht auf ihre Ursache in altbewährtem Wohlwollen gütigst nachsehen werden. Zudem sei hier betont, dass aus der heuer wiederholt zulage getretenen Verschiebung des Veröffentlichungstermins für die p. t. Abonnenten keinerlei pecuniärer Nachtheil erwachsen kann, da die Rechnungen meiner Administration nie auf das Solarjahr, sondern stets nur auf einen completeu „Revue“-Jahrgang (2 Bände oder 12 Lieferungen) lauten — auch sind alle Ansalten getroffen, um diese Verschiebung während der Edirung des nächsten Bandes, d. i. des 2. des laufenden 12. Jahrgangs, raschest wegzumachen.

Gleichzeitig beehre ich mich, einerseits in Erfüllung einer traurigen Pflicht anzuzeigen, dass der bisherige verantwortliche Redacteur der „Oesterreichisch-Ungarischen Revue“, Herr **Franz Grünanger**, technischer Leiter der k. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme, Besitzer des goldenen Verdienstkreuzes, am 4. September mit Tod abgegangen ist, andererseits mitzutheilen, dass Herr **Eduard Kotek**, gegenwärtiger technischer Leiter der genannten Hoffirma, meine pressgesetzliche Vertretung übernommen hat.

Hochachtungsvoll

Wien, am 13. November 1897.

A. Mayer-Wyde.



Zur Entstehung der Monarchie in Ungarn.

Von Dr. Stephan v. Moldoványi.

Budapest.

(Schluß.)

Sange konnten die Magyaren ungestraft ihre Streifzüge nach dem westlichen Europa ausführen. Mehr als ein halbes Jahrhundert lang durchzogen sie die Länder von der Enns bis zum Atlantischen Ocean und von der Ostsee bis zum Meerbusen von Messina. Ihren Einfällen machte erst die Consolidation des Deutschen Reiches ein Ende, die unter starken Fürsten in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts vor sich gieng. Der Sieg Heinrichs I. unweit der ungarischen Grenze¹⁾ war die erste bedeutende Niederlage, welche die Magyaren im Auslande erlitten (932). Von da an galt ihre Heeresmacht nicht mehr als unbeflegbar. Ein zweiter Sieg der Deutschen, in der Schlacht auf dem Lechfelde (955), schüchterte sie vollständig ein. Ihre Streitkraft wurde hier gänzlich vernichtet. Aber die guten Folgen dieser Niederlage blieben keineswegs aus. Im Siege der Deutschen liegen die ersten Keime der Civilisation Ungarns verborgen. Die Tragweite

¹⁾ Der Ort des Zusammentreffens wurde damals Riade genannt. So berichtet es Widukind (Res gestae Saxonicae I, Cap. 28: Castra metatus est rex iuxta locum, qui dicitur Riade. M. G. III, 434). Vermuthlich ist es das heutige Riethsburg an der Unstrut. Eine andere Quelle nennt Merseburg (Liudprandi Antapodosis II, Cap. 28: Cum volipes nuntius Hungarios in Merseburg, quod est in Saxonum, Turingiorum et Sclavorum confinio castrum, esse nuntiabat. M. G. III, 291), und man hielt lange Zeit hindurch diesen Ort für den Schauplatz der ersten erheblichen Niederlage der Ungarn. Vgl. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit. Braunschweig 1881. I, S. 232; auch Waitz, Jahrbücher des Deutschen Reiches unter König Heinrich I. Leipzig 1885. S. 253 f.

desselben wurde auch schon damals anerkannt. Fast alle Fürsten Europas beglückwünschten Otto zum Erfolge, mit dem er bei Augsburg gefochten hatte. Der oströmische Kaiser und sogar der Kalife von Cordova würdigten die Wichtigkeit der Sache.¹⁾

Zunächst führte der Abfall eines Landestheiles jenseits der Enns, der bis dahin die westliche Grenze Ungarns bildete, zur Gründung einer neuen Mark, welche das Deutsche Reich gegen ungarische Angriffe schützen sollte. Nach kurzer Zeit wurde dies Gebiet bis zum Wienerwalde ausgedehnt und mit bayerischen Kriegersleuten besetzt. Dieser abgesonderte Landestheil ist der Ausgangspunkt Oesterreichs. Nacheinander entstanden nun die Marken an der Ostgrenze Deutschlands. Südlich von der Ostmark, im heutigen Steiermark, schuf man die Kärntner Mark, die sich von Bruck bis Radkersburg erstreckte.²⁾ Damit war der Westen versperrt. Eine Zeitlang richteten die Ungarn ihre Streifzüge noch gegen das byzantinische Kaiserreich, aber bald wurden sie von hier ebenfalls abgeschreckt. Auch das oströmische Reich erstarbte in der Mitte des 10. Jahrhunderts. Unter der tüchtigen Regierung des Kaisers Nikophoros wurde es nach mehreren glücklichen Kämpfen mit den Bulgaren und Russen bis zur Donau ausgedehnt. Die neuen Grenzen sicherte man durch Festungen gegen die Ungarn.³⁾ Nun fanden letztere keinen freien Weg mehr nach den Nachbarstaaten. Dadurch wurden sie auf ihr Land beschränkt und mußten somit ihr Nomadenleben aufgeben.

Die Sesshaftigkeit und das damit verbundene friedlichere Leben lenkten die Thätigkeit des Volkes allmählich auf den Ackerbau. Die Geschlechtsgenossen bestellten das Gemeingut mit ihren Familienmitgliedern oder mit Hilfe von Knechten, die auf dem Gute angesiedelt waren.⁴⁾ Die Ständigkeit des Wohnsitzes und des Ackerbaues hatte nothwendigerweise bestimmtes Eigenthum an Grund und Boden zur Folge. Kriegszüge und Jagd, Fischerei und Viehzucht bedingen gemeinsame Wirtschaft. Wo sich jedoch Ackerbau ent-

¹⁾ Kerékgyártó, A műveltség fejlődése Magyarországon (Die Entwicklung der Cultur in Ungarn). Budapest 1888. I, S. 68.

²⁾ Pauler, A magyar nemzet története az árpád házi királyok alatt (Geschichte Ungarns unter den Königen aus dem Hause Arpad). Budapest 1893. I, S. 14.

³⁾ Büdinger, Oesterreichische Geschichte bis zum Ausgange des 13. Jahrhunderts. Leipzig 1858. I, S. 383 ff.

⁴⁾ Wenzel a. a. D., S. 79 f.

wickelt, dort muß folgerecht Privateigenthum entstehen. So wurde das gemeinsame Geschlechtseigenthum unter die Mitglieder vertheilt. Gewiß war der Übergang vom Collectiv- zum Sondereigenthum kein plötzlicher. Er brauchte Zeit, gieng aber rasch genug vor sich den Umständen gemäß, durch die er bewirkt wurde. Kurz nach der Niederlage auf dem Lechfelde muß die Bodentheilung begonnen haben und in den letzten Jahren des 10. Jahrhunderts schon vollendet gewesen sein. Am Anfange der Regierung König Stephans (997 bis 1038) läßt sich aus den Schenkungsbriefen überall im Lande ein reges wirtschaftliches Leben erkennen. Sogar der Bergbau wurde gepflegt.¹⁾

In welcher Weise die Theilung des Gemeingutes vollzogen wurde, ist kaum zu ermitteln. Sicherlich wurden die Geschlechtshäuptlinge bevorzugt. Ob es aber auch unter den Mitgliedern der einzelnen Geschlechtsverbände eine Verschiedenheit in der Zumessung gab, ist unbekannt. Bei der großen Fläche des Landes, bei dem Überflusse an Grund und Boden kam aller Wahrscheinlichkeit nach jedem so viel zu, als er bebauen konnte. Keiner hinderte seinen Nachbar an der Ausbreitung des Besitzes; denn jeder konnte naturgemäß das Gleiche thun. Möglicherweise war der Maßstab für die Bodenvertheilung der Viehbestand jedes Geschlechtes, ähnlich wie bei den Kirgizen, diesem allerconservativsten türkischen Volksstamme.²⁾

Immerhin blieb nach der Bodentheilung noch ein großes Stück des Landes gemeinsamer Besitz. Wald, Weide und Wasser waren auch nachher Gemeingut der Geschlechter. Zudem gab es Landestheile, die gar nicht besetzt waren und unbewohnt blieben. Es lag in der Natur der Sache, daß der Grund, der nicht vertheilt war, das Gemeingut aller Stämme bildete. Diese unbesetzte Fläche war gewiß sehr erheblich. Denn das Gebiet, über welches sich die ungarische Herrschaft erstreckte, war ein umfangreiches. Es stand an Ausdehnung dem heutigen nicht viel nach. Die Wälder, die es dicht bedeckten, wurden nur nach und nach gerodet und die Sümpfe nur schrittweise trocken gelegt. Dabei war die Volkszahl, wie schon bemerkt, überaus gering zur Zeit der Niederlassung.³⁾ Selbst diese geringe Zahl wurde durch

¹⁾ Monumenta Ecclesiae Strigoniensis I, S. 59: Ultra siluam ad castrum . . . dedi tributum salinarum.

²⁾ Pauler a. a. D., I, S. 15.

³⁾ Die Zahl der Ungarn läßt sich für diese Zeit nur annähernd bestimmen. Ibn Kosteḥ, ein arabischer Schriftsteller aus dem 10. Jahrhundert,

die langen Kriege sicherlich vermindert. Die Einfälle der Ungarn in die deutschen Nachbarstaaten verursachten nicht bloß dort große Verheerungen; sie brachten auch den Ungarn viele Verluste an Menschen bei. Vom Vechfelde entkamen der Tradition nach nur sieben Mann, und unzählige waren es, die dahin zogen.¹⁾ Entsprechen solche Überlieferungen aus den späteren Zeiten auch nicht ganz genau der Wahrheit, so sind sie doch bezeichnend für die Verluste, welche die Ungarn im Auslande erlitten.

Auch die ersten Anzeichen eines größeren Verbandes mit gemeinschaftlichem Wohnsitze werden in den letzten Jahren des 10. Jahrhunderts erkennbar. So folgenschwer war die Änderung, welche die Niederlage auf dem Vechfelde in der Lebensweise der Ungarn hervorgerufen hatte. Die Gemeinschaften, wie sie schon zur Zeit der Besetzung des Landes in dessen nördlichen Theilen als Überreste des großen Slavenreiches vorhanden waren, verschwinden nach der Begründung der ungarischen Herrschaft natürlich nicht, sondern bestehen fort, wenngleich in geänderter Form. Neben ihnen ließen sich ungarische Familien nieder, die sich von ihren Geschlechtern losgetrennt hatten.²⁾

Wer Grundbesitz hat, verläßt ihn nur ungern. Er trachtet auf seiner Scholle zu bleiben und dort sesshaft zu werden. Auch die

berichtet, daß die Ungarn in ihrer alten, am Don gelegenen Heimat 20.000 Krieger zählten. (Gr. Kuún Géza, *Jelentés a magyar honfoglalást illető arab és egyéb kuttöröl. M. T. Ak. Értésítő* 1893. S. 176 ff.) Vorausgesetzt, daß die Streikraft den vierten oder fünften Theil der ganzen Bevölkerung ausmache, was bei nomadisierenden Völkern ungefähr zutrifft (Grigorjew, *Die Nomaden als Nachbarn und Eroberer civilisierter Staaten*. Zwei Vorträge. St. Petersburg 1875. S. 47 ff.), so ergibt sich für das 9. Jahrhundert eine 80.000 bis 100.000 Köpfe zählende Bevölkerung. Vgl. auch Comes Géza Kuun, *Relat. Hung. hist.* I, S. 165, dann Vámbéry, *A magyarok eredete (Ursprung der Magyaren)*. Budapest 1882. S. 128 f. Spätere Quellen (Joh. de Thúrócz, *Chronica Hungarorum* II, Cap. 2. — Sim. de Keza, *Gesta Hunn. et Hung.*) bezeichnen die Zahl der Ungarn zur Zeit ihrer Einwanderung mit 215.000; aber trotzdem ihre Angaben völlig übereinstimmen, dürften sich dieselben dennoch nicht auf das 10. Jahrhundert beziehen.

¹⁾ Ottonis Frisingensis *Chronicon* VIII, Cap. 20: Barbari vero, quod etiam incredibile videtur, usque internecionem, septem tantum residuis, omnes deleti dicuntur. M. G. XX, 238.

²⁾ Auf die Existenz solcher Gemeinschaften deuten die *villici*, welche schon in den Gesetzen Königs Stephan erwähnt werden. S. Stephani Regis *Decretorum* lib. I, Cap. IX: A sacerdotibus vero et comitibus commendatur omnibus *villicis*, ita ut illorum iussu omnes concurrant die dominica ad ecclesiam, maiores ac minores, viri ac mulieres, exceptis qui ignes custodiunt.

Ungarn fiengen nach der Bodentheilung an, Gebäude zu errichten an Stelle der Zelte, in denen sie bisher ihr Leben verbracht hatten. Lehm- oder Rohrhütten wurden geschaffen, und wo Holz wuchs, verwendete man es gleichfalls zum Bau. Primitiv waren diese ersten Anfänge der ungarischen Baukunst. Man erblickt in ihnen eine Nachahmung der slavischen Hütten, wie auch aus der slavischen Sprache fast sämtliche Wörter für die Bestandtheile eines Gebäudes ins Ungarische herüber genommen worden sind.¹⁾

Solche Gemeinschaften entstanden in der Nähe von Burgen, welche die Ungarn in dem eroberten Lande vorgefunden hatten. Einige derselben stammten noch aus der Zeit der Römerherrschaft und wurden von den durchziehenden Stämmen der Völkerwanderung benützt und erhalten. Zweifellos waren die meisten im ehemaligen Mährenreiche, im Gebiete zwischen der Donau und den Karpathen vorhanden. Die slavischen Stämme bauten, bevor sie zu einem großen Reiche vereint wurden, überall viereckige oder runde Erdburgen, wohin sich die Männer bei nahender Gefahr flüchteten, und wo sie ihre Habe bargen.²⁾ Manche erlangten während Svatopluk's Zeiten besondere Bedeutung, hauptsächlich jene, die zur Vertheidigung der Grenzen gegen Osten dienten. Die Burg Neutra war schon gegen Ende des 9. Jahrhunderts der Sitz eines Bischofs.³⁾ Natürlich besetzten die Ungarn diese Burgen nach der Eroberung des Landes.⁴⁾ Einige wurden zur Befestigung desselben neu angelegt und den einzelnen Geschlechtern überwiesen. Zumeist bestanden sie aus Holzverhauen, Dämmen und Erdwällen.⁵⁾ Doch wurden einige auch aus Stein erbaut.⁶⁾

¹⁾ Pauler a. a. O., I, S. 16.

²⁾ Die Belegstellen hierfür bei Pauler a. a. O., I, S. 484, Anm. 9.

³⁾ Dümmler, Geschichte des ostfränkischen Reiches. Berlin 1865. II, S. 1957.

⁴⁾ Anon. Cap. 37: Et quia gratia dei antecedebat eos (Hungaros), verum etiam omnia castra cooperunt, quorum nomina haec sunt usque modo . . . et ordinatis custodibus castrorum, iverunt usque ad fluvium Morva, et firmatis obstaculis constituerunt terminos regni Hungarorum.

⁵⁾ Ebenda Cap. 17: Budrug descendit in Thisciam, acquisivit magnam terram, et in eodem loco castrum construxit terreum. — Cap. 21: Tosu, pater Lelu, congregata multitudine populi, fossatam magnam fecit, et castrum munitissimum de terra construxit.

⁶⁾ Ebenda Cap. 22: Tunc incolae terrae iussu eorum (Hungarorum) portas lapideas aedificaverunt et clausuram magnam de arboribus per confinium regni fecerunt. — Cap. 34: Tertia pars de exercitu cum incolis terrae irent in silvam, qui facerent in confinio regni munitiones fortes, tam de lapidibus, quam etiam de lignis.

Zur Bewachung der Burgen wurden die alten Bewohner des Landes bestellt, die sich freiwillig ergaben und daher Waffen tragen durften. In der Nähe der Burg bekamen sie Grund und Boden und leisteten dafür an die herrschenden Geschlechter Abgaben. Worin jedoch dieselben bestanden, läßt sich nicht ermitteln. Sicherlich waren es außer dem Waffendienst noch Naturalien, zu deren Leistung sie verpflichtet wären. Vermuthlich forderten die nunmehrigen Herren nicht viele Opfer. Denn niemals ist eine Spur reactionärer Tendenzen, ein Versuch von Widerseßlichkeit seitens der Besiegten wahrzunehmen, nicht einmal in jenen Zeiten, als die Ungarn zumeist fern von ihrer Heimat im Auslande umherzweiften.

Durch die Besetzung der Burgen entstand eine neue Art des Besitzes. Es war kein Privat-, aber auch kein ausgesprochenes Gemeingut. Die Burg mit ihren Pertinenzen war zwar in den Händen der einzelnen Geschlechter; ihr rein militärischer Charakter läßt sie gewissermaßen als Gemeingut erscheinen. Galt doch die Vertheidigung des Landes als eine gemeinsame Angelegenheit der ganzen Nation. Aber nach der Bodentheilung und der darauf erfolgten Auflösung der Geschlechtsgemeinschaft blieben die Burgen und ihre Güter noch immer beisammen in den Händen der Burgbewohner, ohne durch die Theilung des Bodens berührt worden zu sein. Nur der Charakter der Hörigkeit bleibt beständig vorhanden. Immerhin ist es sehr schwer, zwischen Privat- und Gemeingut bei den Burgen zu jener Zeit der Auflösung und Organisation eine scharfe Grenze zu ziehen. Erst unter dem Königthum treten dieselben vollständig aus der Geschlechtsgemeinschaft heraus und werden dem Könige untergeordnet. Sie bilden nun den Ausgangspunkt fürs ungarische Burgwarthsystem.



Die Theilung des Collectiveigenthums führte zunächst zur Auflösung der Geschlechtsorganisation. Es bekam jeder Mann Eigenthumsrecht an seinem Besitz, und wo den einzelnen die feste Grundlage und Bedingung zur Existenz geboten war, dort mußte die Gemeinschaft sich lockern und schließlich zerfallen. Sobald Sonderinteressen zutage traten, mußte auch das Band der Verwandtschaft, welches bisher die Gemeinschaft der Geschlechter zusammengehalten hatte, allmählich nachgeben. Allein nicht nur der Übergang zum Sondereigenthum bewirkte die Auflösung. Er war zwar der unmittelbare, stärkste Grund, aber nicht der einzige. Schon im kriegerischen Leben des Volkes lag

der Keim zum Verfall der Geschlechtsgemeinschaft. Unter den Streifzügen eines halben Jahrhunderts entstand eine neue Aristokratie der Tapferkeit und des Kriegsglückes, oder wenn man sagen darf, der Kraft und folglich des Reichthums.¹⁾ Diese Elemente dürften nicht immer die angestammten Autoritäten gewesen sein; vielmehr wurden letztere von den begünstigten Emporkömmlingen sehr oft in den Schatten gestellt. Dadurch büßte der Patriarchalismus seinen alten Zauber ein. Die Gemeinschaft der Geschlechter, die auch bisher bloß die nominelle Herrschaft des Häuptlings verknüpft hatte, wurde dadurch noch mehr geschwächt. Die Macht der Häuptlinge, die sich nur auf diese Gemeinschaft stützte, sank gleichfalls mit der Auflösung derselben.

Diese Epoche des Verfalles der Geschlechtsgemeinschaft traf einen Mann an der Spitze des Arpad'schen Geschlechtes, den dux Geza, der sich seiner Stellung weit mehr bewußt war als alle seine Vorfahren. Willen, Energie und Thatkraft kennzeichnen seinen Charakter. Durch die eingetretene Änderung in der Lebensweise der Ungarn, durch den Bruch mit dem kriegerischen Geist, der dieses Volk bis dahin beseelt hatte, wird seine Person mehr und mehr in den Vordergrund geschoben. Aus seiner unbedeutenden Stellung erhebt er sich allmählich zum wirklichen Herrscher des Landes. Natürlich erwies sich das Bedürfnis der Ruhe, das fortan vorhanden war, seiner Machtausbreitung günstig. Jeder suchte dasjenige, was man als das Seinige anerkannt hatte, zu sichern.

Der Übergang von der Stammesverfassung zur einheitlichen Fürstengewalt vollzog sich nicht gleichmäßig und nicht plötzlich. Denn auch die Theilung des Bodens wurde gewiß nicht auf einmal durchgeführt; die geographische Lage desselben wirkte ebenfalls mit. Auch gieng sie nicht ohne innere Erschütterung vor sich. Die Häuptlinge, die bisher neben dem Fürsten, oder besser gesagt, neben den Nachfolgern Arpads eine gleichbedeutende, ja oft eine bedeutendere Rolle gespielt hatten, wollten sich an einschränkende Maßregeln nicht gewöhnen. Ihre Selbständigkeit konnte ihnen nicht ohne Gegenwehr genommen werden. Unter Geza sehen wir die Stammeshäupter in starkem Kampfe gegen die centralistischen Tendenzen des Fürsten begriffen. Andauernd und zähe behaupten sie ihre Stellung. Noch am Anfange dieses Jahrtausends, als das Königthum schon errichtet war, fehlte nicht das Stammeshaupt vom alten Schlage, das sich dem monarchischen Princip widersetzte. Im Osten des Landes, fern von der Central-

¹⁾ Pauler a. a. D., I, S. 17.

macht, vermochte es sich bei der günstigen geographischen Lage zu behaupten. Aber nun war es nicht mehr kräftig genug, um sich trotz der veränderten Verhältnisse aufrecht erhalten zu können.

Die Ausbreitung des Christenthums in den Nachbarstaaten blieb auch nicht ohne Folgen für die Umwandlung der inneren Verhältnisse, welche seit der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts in Ungarn begonnen hatte. Mit der Einführung des Christenthums und der Errichtung der Monarchie in Böhmen, dann mit der Befehung der Polen und Russen um dieselbe Zeit waren die letzten heidnischen Nachbarstaaten Ungarns verschwunden. Es stand nun isoliert da und mußte die christliche Religion annehmen, wenn es auf seine Erhaltung rechnen wollte. Zwei Wege standen hierzu offen; der eine führte zur byzantinischen Kirche und griechischen Oberhoheit, der andere zur römischen Kirche. Die ersten Versuche geschahen jedenfalls seitens der griechischen Staatskirche. Ihre Missionäre versuchten die Ungarn noch in ihrer alten Heimat, im Dongebiete zu bekehren.¹⁾ Später, gegen Mitte des 10. Jahrhunderts, ließen sich sogar zwei Häuptlinge in Byzanz taufen.²⁾ Dennoch dürfte die griechische Kirche nur wenig Erfolg gehabt haben. Ihre Thätigkeit ließ kaum Spuren zurück. In späteren Zeiten, schon in ihrem jetzigen Lande, lernten die Ungarn während ihrer Kriegszüge nach dem Auslande die christliche Religion genügend kennen; einige, darunter auch Vornehme, schlossen sich ihr an. Dann kamen die christlichen Slaven, der Zahl nach die freien Männer übertreffend,³⁾ die ins Land geschleppt wurden und hier ihre Religion

¹⁾ Dümmler, über die südöstlichen Marken des fränkischen Reiches unter den Karolingern. Archiv für Kunde österreichischer Geschichts-Quellen. X, S. 53, Anm. 7.

²⁾ Georgii Cedreni Historiarum Compendium: Ceterum Turci non ante finem fecerunt in Romanas ditones grassandi, quam Bulosudes eorum princeps fidem se amplecti Christianam simulans Cpolin venit, baptizatusque ibi a Constantino est exceptus, ab eoque patricii dignitate et magnis donis ornatus ditatusque domum rediit. non multo post Gylas, ipse quoque Turcius princeps, eodem se eiusdem rei causa confert; baptizatusque et eodem quo prior modo tractatus monachum secum abduxit Hierotheum, pietatis fama celebrem, quem Turciae episcopum Theophylactus patriarcha designavit, isque ut in Turciam venit, multos a barbarica fraude ad Christianam religionem traduxit. (Corp. Script. Hist. Byzant. B. G. Niebuhr. — Thallóczy, Adalék az ó-hit történetéhez Magyarországon. Századok XXX, S. 199 ff.)

³⁾ Bischof Piligrim an Papst Benedict VII. Christiani autem, quorum maior pars populi est, qui ex omni parte mundi illuc tracti sunt captivi. (Fejér, Cod. dipl. I, S. 261.)

als einzigen Trost beibehielten. Aber alle diese Erscheinungen blieben ohne merklichen Einfluß auf das Volk.

Erst als Geza mit dem Deutschen Reiche friedliche Beziehungen angeknüpft hatte, war die Befehrung der Ungarn sicher. Ob die römische oder die griechische Kirche die Oberhand gewinnen sollte, mußte die Lage des Landes entscheiden. Der römische Bischof war näher und eifriger als der Patriarch von Byzanz. Noch zehn Jahre vorher war an die Einführung des Christenthums nicht einmal zu denken gewesen. Nun erscheint schon der erste Befehrer in Ungarn. So groß war der Umschwung, welcher in wenigen Jahren, hauptsächlich seit dem Auftreten Gezas, erfolgte. Im Jahre 972 begibt sich der schwäbische Mönch Wolfgang aus dem Harz nach Ungarn, um neben dem christlichen Glauben wahrscheinlich auch deutschem Einfluß die Bahn zu ebnen. Viel konnte der Klosterbruder aus Einsiedeln jedoch nicht ausrichten. Ohne Vorbereitung zog er ins Land, dessen Volk, Sprache und Sitten er früher nie gekannt hatte. „Die Mißgewächse der eingewurzelten Sünden auszurotten und die wüsten Felder der starrenden Herzen mit der evangelischen Hacke aufzubrechen“, ist ihm gewiß nicht gelungen.¹⁾ Aber von da an blieb Ungarn für die Ideen des Westens offen. Bald sendet Kaiser Otto I., der Sieger von Augsburg, Bruno, den Bischof von Verden, zum Fürsten der Ungarn. Mit großer Behutsamkeit und vieler Vorsicht gieng man ans Werk;²⁾ denn neben der christlichen Religion sollte diese Botschaft auch dem deutschen Einfluß den Weg bahnen. Was Bruno bei Geza erreichte, darüber erzählt man nichts. Doch kurz darauf, zu Ostern des Jahres 973, erscheinen neben Griechen, Italienern, Dänen, Bulgaren und Ruffen die Gesandten Gezas im kaiserlichen Lager zu Quedlinburg.³⁾ Dann zog ein wohlorganisierter Stab deutscher Mönche ins Land. Im Hintergrunde steht der unermüdliche Bischof von Passau. Ihm

¹⁾ Othloni Vita Sancti Wolkangi Cap. 13: Wolkangus . . . Pannonia petit confinia. Ubi cum veterum fructices errorum extirpare et steriles squalentium cordium agros evangelico ligone proscindere frugemque fidei inseminare frustra laboraret. M. G. IV, 530.

²⁾ Kaiser Otto I. an Bischof Piligrim: Vobis ergo magnopere sit studium, hanc cautissime fieri legationem; nam si, ut apud nos sedet, prosperabitur, vobis in hoc vestribusque omnibus consulatur. (Fejér, Cod. dipl. I, S. 257.)

³⁾ Annales Hildesheimenses: Otto senior imperator cum iuniorie venit Quedlinburg, ibique celebraverunt . . . et illuc venerunt ad eos legati Graecorum, Beneventanorum, Ungariorum, Bulgarorum, Danorum, Sclavorum cum regis muneribus. M. G. III, 62.

vor allen anderen war an der Befehung seiner kriegerischen Nachbarn gelegen. Sein Bisthum hatte am meisten unter den Stürmen der vergangenen Zeiten gelitten. Zweifelsohne sehnte er sich auch danach, als Metropolit des von ihm bekehrten Ungarn anerkannt zu werden. Zur Erlangung dieser Würde sollten ihm wahrscheinlich die zahlreichen „päpstlichen Bullen“ verhelfen, die er erlassen hatte.¹⁾ Rasch arbeiteten seine Leute. Nach kurzem meldet er dem Papste den Erfolg ihrer Thätigkeit. Ungefähr fünftausend vornehme Ungarn beiderlei Geschlechtes seien im katholischen Glauben unterrichtet und getauft.²⁾

Alle diese Änderungen im Inneren Ungarns dürfen jedoch nicht etwa dem Glaubenseifer Gezas zugeschrieben werden. Sein Wohlwollen, das er dem Ausland und der Einführung des Christenthums entgegenbrachte, seine Gesandtschaft nach Quedlinburg und der Einzug der christlichen Missionäre in Ungarn waren gewiß nicht die Folgen einer festen Überzeugung oder eines seelischen Dranges. Auch darf man auf der anderen Seite in der Bereitwilligkeit Kaiser Ottos die politischen Motive nicht zu gering schätzen. In den Beziehungen Gezas zu Deutschland berührten sich wie fast überall bei Bündnissen beiderseitige Interessen. Für den Kaiser war wohl die Aussicht der deutschen Oberhoheit verlockend, die er über Ungarn auszudehnen hoffte, falls die Christianisierung des Landes von ihm ausginge. Das friedliche und entgegenkommende Verhalten Gezas findet hinlängliche Erklärung in den damaligen inneren Zuständen Ungarns und in der Person des Fürsten selbst. Gegen Ende des 10. Jahrhunderts war die Macht Ungarns in tiefem Verfall. Den Niederlagen, die es im Auslande erlitten hatte, folgte eine Epoche energischer Regierung. Die Stammes- und Geschlechtshäupter waren durch die Wendung, die nach der Schlacht am Lechfelde in der Lebensweise des Volkes eingetreten war, ohnedies schon im Ansehen gesunken und konnten eine zielbewußte Oberleitung noch weniger ertragen. Eine starke Centralgewalt diesen unbeugsamen Häuptlingen entgegenzusetzen und dann sich als Monarch vom Auslande anerkennen zu lassen, dazu waren die friedlichen Verbindungen mit Deutschland für Geza nothwendig gewesen. Durch die Einführung des Christenthums hoffte

¹⁾ Kiezlcr, Geschichte von Bayern. Gotha 1878. I, S. 391 ff.

²⁾ Bischof Piligrim an Papst Benedict VII. *Tantum divina gratia fructum statim ministravit, ut ex eisdem nobilioribus Ungaris utriusque sexus catholica fide imbutos atque sacro lavaacro ablutos eireiter quinque millia Christo lucrarentur.* (Fejér, Cod. dipl. I, S. 261.)

er jenes Ziel zu erreichen. Sein Gemüth war dabei nicht christlicher gefinnt als das der jedenfalls größeren Hälfte des bekehrten Volkes. „Nur der Schatten des Christenthums war vorhanden. Die Religion war mit dem Heidenthum vermischt, und dieses matte und laue Christenthum war schlechter als das Barbarenthum.“¹⁾ Darin gieng Geza selbst als Beispiel voran. Nachdem er schon Christ geworden, opferte er noch immer den heidnischen Götzen; er sei, dachte er, reich und mächtig genug, um beiden zu genügen.²⁾

Aber trotz der Lage Gezass, die ihn auf Deutschland angewiesen hatte, war er geschickt genug, die deutsche Oberhoheit nicht aufkommen zu lassen. Piligrims Missionäre wurden aus dem Lande verjagt, ohne bei ihm Schutz gefunden zu haben. Nicht einmal ihn zu bekehren, ist ihnen gelungen. Wenigstens ist keine Nachricht darüber vorhanden, daß Geza durch deutsche Missionäre getauft worden wäre. Pilgrim hätte von einem solchen Erfolge dem Papste gegenüber gewiß Erwähnung gethan. Vielmehr darf man als bestimmt annehmen, daß Geza sammt seinem Sohne Bajt, dem nachherigen König Stephan dem Heiligen, durch Adalbert, den gleichzeitigen Bischof von Prag, in den neuen Glauben eingeführt worden ist.³⁾ Er hielt auch nach der Vertreibung der deutschen Befehrer fest an seinem Ziele. Nur der deutschen Oberhoheit wollte er entgehen, aber die christliche Religion ließ er nicht fallen. Er selbst rief Adalbert und dessen böhmische Geistliche ins Land. Von nun an geht die Bekehrung seines Volkes schon rascher vor sich, bald mit den Worten der heiligen Schrift, bald mit Gewalt.⁴⁾ Er stellte sich an die Spitze der Bewegung. Jeder Widerstand wurde gebrochen; denn immer größer wurde des Fürsten Macht. Wie Polen nach der Annahme des Christenthums, so wurde

¹⁾ Brunonis Vita Sancti Adalberti Cap. 23: Duce erat christianitas coepta, sed immiscebatur cum paganismo polluta religio, et coepit deterior esse barbarismo languidus et tepidus christianismus. M. G. IV, 607.

²⁾ Thietmari Chronicon VIII, Cap. 3: Deo omnipotenti variisque Deorum inlusionibus immolans, cum ab antistite suo ob hoc accusaretur, divitem se et ad haec faciendam satis potentem affirmavit. M. G. III, 862.

³⁾ Sim. de Keza, De nobilibus advenis Cap. 2: Dux namque Geicha . . licet ipse domusque eius per sanctum Adalbertum baptismi gratiam recepisset. (Rer. Hung. Mon. Arp.) Vgl. Horváth a. a. O., I, S. 142.

⁴⁾ Legenda S. Stephani regis minor Cap. 3: Interim autem divinis conspectibus reprobabilem reddidit, ut omnes militiae suae comites ad veri dei culturam converteret; quos vero alienae viae sectatores reperit, minis terroribusque subiugavit. (Rer. Hung. Mon. Arp.)

Ungarn während seiner Befehrung von Fremden überströmt.¹⁾ Viele von den böhmischen Großen kamen mit Adalbert und traten an des Fürsten Seite, und als Heinrich im Jahre 985 wieder die Herrschaft Bayerns erhielt, nahm auch Geza seine alten Beziehungen zu Deutschland von neuem auf. Nun machte sich deutscher Einfluß in Ungarn bemerkbar. Deutsche Ritter erschienen im Land, und mit ihnen zogen die ersten Träger der westlichen Cultur ein. Deutsche Handwerker und Gewerbetreibende ließen sich in Ungarn nieder, das so mit dem Ende des 10. Jahrhunderts einen friedlichen Charakter anzunehmen begann. Alle diese fremden Elemente wurden die Stütze des Fürsten, der sie reichlich bedachte. Er sah sich durch sie verstärkt, jedoch nicht gesichert. Die Stammeshäuptlinge mit ihren Anhängern wurden nur durch die Gewalt niedergehalten. Ohne Zweifel würde es zu einer Reaction gekommen sein, falls der Nachfolger Gezas ohne Hilfe gewesen wäre. Er bedurfte daher einer Anlehnung im Ausland. Die Heirat Stephans mit Gisella, der Tochter Heinrichs von Bayern, hatte jedenfalls einen solchen politischen Hintergrund. Mit dieser Heirat trat Ungarn eigentlich ins europäische Staatensystem ein.



Gezas Sohn und Nachfolger Stephan (997 bis 1038) stand auf derselben Grundlage wie sein Vater. Aber was bei jenem nur politisches Interesse war, ist bei Stephan tief empfundene Religiosität gewesen. Was noch gefehlt hatte, um Ungarn vollständig zu christianisieren, das wurde in wenigen Jahren nachgeholt. Vier Jahre seiner Regierung waren genügend, um die Symbole des Christenthums, die Krone und das apostolische Kreuz, zu erlangen. Mit der Krönung Stephans zum Könige im Jahre 1001 ist die Monarchie in Ungarn auch förmlich errichtet. Viel ist dabei gewiß dem gräcosächsischen Wesen Kaisers Otto III. zuzuschreiben. Der Traum eines römischen Weltimperiums beselte alle Kaiser aus dem Hause Sachsen, aber keinen mehr als Otto III. Seine phantastische Idee einer römischen Welt Herrschaft verband zur Zeit Staat und Kirche innig miteinander.

¹⁾ Joh. de Thurócz, *Chronica Hungarorum* II, Cap. 22: Praeterea intraverunt Hungariam, tam tempore Regis Geychae et sancti Regis Stephani, quam diebus regum aliorum, Bohemi, Poloni, Graeci, Hispani, Hismahelitae seu Saraceni, Bessi, Armeni, Saxones, Turingi, Misnenses et Rhenenses, Cumani et Latini, qui diutius in regno commorando, quamvis illorum generatio nesciatur, per matrimoniorum diversorum contractus, Hungaris immixti, nobilitatem pariter et descensum sunt adepti. (Scriptores rerum Hungaricarum. G. Schwandtner. Vindobonae 1746.)

Gerbert-Silvester und Kaiser Otto II., der „homo genere graecus, imperio romanus“, wie ihn Silvester nennt,¹⁾ giengen die letzten Jahre in ihren Interessen und Bestrebungen Hand in Hand. Kaiser und Papst schienen für eine kurze Zeit eins zu sein. Die natürliche Folge dieser Aspirationen war die Errichtung von Monarchien. Der Papst trug seinerseits dazu so viel bei, als er konnte; er gab die Krone und die kirchliche Assistenz. So wurde Stephan gekrönt. Er verdankte denselben Motiven seine Krone wie vorher der erste Capetinger. Von einer theokratischen Machtausbreitung des Papstes kann hier ebensowenig die Rede sein als von einer Vasallen-Oberhoheit des Kaisers. Selbstredend war die Krönung König Stephans ein kirchlicher Act; aber der Einfluß des Kaisers ist dabei unleugbar. Von Gnaden und auf Verlangen des Kaisers erhielt der Schwager des Herzogs von Bayern eine Krone und den Segen, sagt kurz und blüdig der Chronist.²⁾ Als die romanisierenden und antikisierenden Ideen Kaiser Ottos verschwanden, trat auch sofort die Expansionstendenz des germanischen Elementes auf.³⁾ Nach vergeblichen Versuchen von mehr als hundert Jahren verliert sie sich erst.

Der Kampf, den König Stephan für die Errichtung der Monarchie gegen die conservativen, das alte Heidenthum vertheidigenden Ungarn führte, war heftig und erschütternd. Denn ohne innere Kämpfe geschah der Übergang nicht. Gegen Stephan, der sich weit mehr klar war über seine Ziele als sein Vater, standen alle unzufriedenen Elemente auf, die bisher nur durch die energische Strenge Gezas niedergehalten worden waren. Der Kampf war erbittert, denn die Ideen, die hier unversöhnbar aufeinander stießen, gehörten zwei verschiedenen, vollständig getrennten Culturrichtungen an. Dabei handelte es sich nicht mehr bloß um Ideen, sondern auch um politische Interessen. Man vertheidigte zwar zunächst die heidnischen Götter, aber die Veranlassung des Widerstandes gegen den neuen Glauben war der Zehnte, welchen die Geistlichen des neuen Glaubens einhoben, und die Freilassung der christlichen Sklaven, die der Befehung folgte. Jetzt galt der Kampf nicht mehr allein der Religionsfrage; die Existenzfrage beherrschte die ganze Linie. Jedenfalls mußte die unterliegende Partei, wenn auch

¹⁾ Havet, Lettres de Gerbert. Paris 1889.

²⁾ Thietmari Chronicon IV, Cap. 38: Imperatoris autem gratia et hortatu gener Heinrici, ducis Bawariorum, Waie, in regno suimet episcopales cathedras faciens, coronam et benedictionem accepit. M. G. III, 784.

³⁾ Weöthy a. a. O., I, S. 42.

nicht ausgerottet, so doch gründlich entkräftet werden. Darüber konnte kein Zweifel walten, wer in dem Kampfe schließlich fallen mußte. Das heidnische Ungarn mußte, ob früher oder später, weichen und der westliche Einfluß sich geltend machen. Dafs es indes so schnell zur Entscheidung kam, ist dem Charakter Stephans zuzuschreiben. Er war frommer als Constantin oder Chlodwig. Aber auch an staatsmännischer Befähigung stand er jenen kaum nach. Die ganze Revolution, die das Land während dieser Zeit durchlebte, war in ihm verkörpert. Er war der Reformator. Er selbst wurde zwar von einem fremden Geistlichen getauft, seine Nation jedoch durch ihn bekehrt; er selbst verkündete die Worte des Glaubens.¹⁾

Sieben bis acht Jahre nach der Krönung Stephans war Ungarn durchweg christlich und monarchisch. Alles, was sich widergesetzt hatte, war niedergeworfen worden. Der König wurde wie in anderen Ländern des Westens wirkliches Staatsoberhaupt. Er repräsentierte das Volk, die Gesamtheit. Grund und Boden, die nicht vergabt waren, fielen in seinen Besitz. Dies ist die Grundlage seiner Macht geworden. Bei der Ausdehnung des Landes und der wenig zahlreichen Bevölkerung war jenes Gebiet ein ansehnliches und vertheilte sich über das ganze Land. Der Privatbesitz wurde zwar beibehalten,²⁾ doch verlangten und erhielten einige der größeren Sicherheit wegen vom Könige eine Bestätigung ihres ursprünglichen Besitzrechtes.³⁾ Der König wurde so Landesherr im vollsten Sinne des Wortes mit weit umfänglicherer Gewalt, als es in den westlichen Staaten Europas der Fall war. Seine Oberhoheit erstreckte sich auf alle Liegenschaften. Er war der dominus terrae kraft angestammten Rechtes oder nach der Definition eines späteren Reichstages der dominus regni naturalis.⁴⁾ Es entsprang daraus das ius regium, mit der Zeit die rechtliche Grundlage des gesammten Besitzes.⁵⁾ Alles Eigenthum an Grund und Boden

1) Anon. Cap. 57: Dum beatus rex Stephanus verba vitae praedicaret et Hungaros baptizaret.

2) S. Stephani regis Decretorum lib. II, Cap. 35: Consensimus igitur petitioni totius Senatus, ut unusquisque dominetur propriorum, similiter et donorum Regis, dum vivit: Excepto, quod ad Episcopatum pertinet et comitatum.

3) Wenzel a. a. O., S. 109.

4) Constitutiones Praelatorum et Nobilium 1298, Cap. 1: Ut dominum Andream ex Regali stirpe descendentem revereamur tamquam dominum regni naturalem. (Rer. Hung. Mon. Arp.)

5) Wenzel a. a. O., S. 109 f.

rührte von ihm her und konnte nur durch ihn verliehen werden. Er hatte die *iura regalia*, die Majestätsrechte.

Die Macht des Königs war jedoch durchaus nicht unbegrenzt. Aus den Decreten Stephans des Heiligen geht hervor, daß die königliche Gewalt durch die Großen des Reiches beschränkt wurde. Es wird in jenen wiederholt ein *commune concilium*,¹⁾ ein *regale concilium*²⁾ oder ein *regalis senatus*³⁾ erwähnt. Wie diese zusammengejetzt waren, läßt sich indes nicht ermitteln. Auch ist es unsicher, ob die drei Ausdrücke einen und denselben Begriff bezeichnen, oder ob es verschiedene gesetzgebende Körperschaften gegeben hat. Die Ansichten über diese Fragen gehen sehr weit auseinander. Daß *regale concilium* einen großen Staatsrath und *commune concilium* eine Nationalversammlung bedeute, in der alle Adeligen und Gemeinfreien erscheinen konnten,⁴⁾ trifft ebensowenig zu, als es richtig ist, im *regale concilium* eine Repräsentation des ungarischen Volkes erblicken zu wollen.⁵⁾ Denn aus einer Stelle der genannten Gesetze erhellt, daß die Beschlüsse mit Zustimmung der *primates* gefaßt und erlassen wurden.⁶⁾ Nun waren aber die *primates* die obersten geistlichen und weltlichen Würdenträger des Landes, also hauptsächlich die Bischöfe, Äbte und *comites* der Burgen. Auch die Nachkommen der einstigen Geschlechtshäupter sind dazu zu rechnen vermöge des größeren Grundbesitzes, der ihnen bei der Bodentheilung zufiel. Es war somit wahrscheinlich ein enger, geschlossener Kreis der Höchstgestellten oder, besser gesagt, der meist Begüterten im Lande, die der König zurathe zog,⁷⁾ und diese Annahme läßt sich auch aus anderen Quellen bestätigen.⁸⁾

Die festeste Unterlage der königlichen Macht waren die Burgen, die mit ihren Pertinenzien nach der Errichtung des Königthums an

1) S. Stephani Reg. Decret. lib. II, Cap. 38: In commune concilio . . .

2) Ebenda Cap. 19: Secundum Regalis decretum concilii . . . Cap. 27: Quia in hoc regali concilio decretum est . . .

3) Ebenda Cap. 14: Secundum decretum Regalis Senatus . . . Cap. 29: Secundum Regalem senatum decretum est . . .

4) Klein, Geschichte Ungarns. Leipzig 1869. I, S. 133.

5) Büdinger a. a. D., I, S. 407 f.

6) S. Stephani Reg. Decret. lib. II, Cap. 23: Decrevimus nostrorum Primatum conventu.

7) Huber, Beiträge zur älteren Geschichte Österreichs. Mittheil. des Inst. f. Österr. Geschichtsforschung. VI, S. 385 ff.

8) Legenda S. Stephani Regis maior Cap. 9: Stephanus . . . cum episcopis et primatibus: Hungariae statutum a se decretum manifestum facit. (Rer. Hung. Mon. Arp.)

den König fielen. Diese Burgen wurden zum Ausgangsort der politischen Organisation des Landes. Mit ihren Ländereien war jede der Mittelpunkt eines Bezirkes, comitatus genannt, der die Verwaltung in sich schloß. Die Burgen wurden mit Wehrleuten besetzt, auf die sich der König immerwährend stützte. Sie bildeten das ständige Heer, die Kriegsmacht des Königs. Natürlich waren neben den vorwiegend militärischen auch die civilen Interessen des Landes hier gewahrt. Der durch den König ernannte und an die Spitze eines Comitatus gestellte comes war in seinem Amtsbezirke der Vertreter des Königs; er repräsentierte die königliche Macht.

Alle Staatseinrichtungen, die in diesem kurzen Zeitraum von zehn oder zwölf Jahren geschaffen wurden, stärkten die Monarchie. Die conservative Opposition war zwar gebrochen, verschwand aber nicht von der Bildfläche, wenigstens nicht so bald. Sogar im 12. Jahrhundert macht sie sich noch bemerkbar. Hundertfünfzig Jahre, nachdem der erste christliche Missionär in Ungarn erschienen war, hatte das Heidenthum selbst unter dem Adel noch Anhänger.¹⁾ Nicht einmal die christlichen Kirchen waren gesichert.²⁾ Wohl ist diese Abneigung wider das Christenthum potenziert worden durch die immer erneuerten Versuche des Deutschen Reiches, in Ungarn die Oberhand zu erringen. Denn sicherlich gab zu den Einmischungen Deutschlands in die inneren Verhältnisse des Landes die Einführung des Christenthums den Anlaß. Dabei versäumte es König Stephan, die Erbfolge festzustellen. Diese Frage blieb bis zum Antritt der Dynastie Habsburg unerledigt; eine reiche Quelle alles anarchischen Unheiles, welches ein halbes Jahrtausend hindurch über Ungarn sich ergoß. Ohne sichere Erbfolgeordnung war das Land den Bestrebungen der Thronbewerber ausgeliefert. Es gab immer Könige und Gegenkönige, das Land war in zwei Parteien gespalten, die gegeneinander fochten und sich gegenseitig entkräfteten.

Gleich nach König Stephans Tode äußerten sich die traurigen Folgen, die das Fehlen einer Successionsordnung für das Land nach sich zog. Von den Thronbewerbern suchte der schwächere

¹⁾ Synodus Strigoniensis prior habita sub Colomanno rege Cap. 7: Ut nullus aliquid de ritu gentilitatis observet; qui vero fecerit, si de maioribus est, undecim dies districte poeniteat; si autem de minoribus septem dies eum plagis. (Rer. Hung. Mon. Arp.)

²⁾ S. Ladislai Regis Decretorum lib. I, Cap. 9: Ecclesias propter seditionem desolatas aut imbustas iussu regis parochiani restituant.

Theil Unterstützung im Auslande und rief in der Regel die Macht des deutschen Kaisers zuhilfe. Dabei kam mehr als einmal die Selbständigkeit des Landes in Gefahr. Es schien eine Zeitlang, als ob durch die nahen Verbindungen, in welche Ungarn mit Deutschland hierdurch gerieth, als ob durch die Unterstützung, welche die ersten Könige gegen Aufruhr und einzelne Prätendenten in Deutschland suchten und erhielten, die ungarische Krone der Reichshoheit untergeordnet werden könnte. Unter Kaiser Heinrich III. übernahm König Peter auch thatsächlich Vasallenpflichten.¹⁾ Die sich aber dem deutschen Einfluß entgegenstimmten, das waren die zum Heidenthume stets zurückkehrenden conservativen Elemente des Landes, die Opposition des alten Ungarn, wenn man die Zeit vor König Stephans Regierung so benennen darf. Sie machten so recht den nationalen Widerstand aus, der jedesmal zum Vorschein kam, wenn sich der leiseste Einfluß von außen bemerkbar machte.



So wuchs die Monarchie in Ungarn aus jener beschränkten Stellung empor, in der sich der erste Heerführer des Volkes, Arpad, befunden hatte. Dieser war nur das Haupt seiner Nation; hundert Jahre nachher stand sein Nachkomme, König Stephan, schon auf dem Standpunkt, daß der Boden, den sein Vorfahre erobert hatte, sein, des Königs, Eigenthum bilde. Er war der „König von ganz Ungarn“.²⁾ Seine Beschlüsse wurden mit *Decrevimus nostra regalia potentia* erlassen. Schon Geza hatte eine königliche Macht. Sein Nachkomme errichtete die Monarchie im vollsten Sinne des Wortes. Ein einziger Sieg, den er über den letzten Stammeshäuptling errang, ließ die ganze Stammesorganisation als eine Erscheinung der Vergangenheit verschwinden. Kein Versuch geschah mehr, gegen die königliche Macht aufzutreten. Das Königthum Stephans war indessen nur der Form nach verschieden vom Monarchismus Gezas. Denn obgleich dieser bis ans Ende seines Lebens eine unentschiedene Stellung einnahm, in seinem Lande bald princeps, bald dux, im

¹⁾ Pauler a. a. O., I, S. 115 f.

²⁾ Ἐγὼ Στέφανος, χριστιανὸς ὁ καὶ κατὰ πάσης Οὐγγαρίας. Cod. dipl. Arp. continuatus I, S. 347.

Auslande hingegen senior¹⁾ oder sogar rex²⁾ hieß, war er dennoch schon wirklicher Monarch. Ohne Widerspruch ernannte er seinen Sohn zum Nachfolger. Stephan sicherte die Monarchie, gab ihr eine christliche Form, er schuf sie jedoch nicht. Denn die Krönung trug zur Machtstellung Stephans nicht bei. Sie machte die Monarchie dem Auslande gegenüber mehr erkennbar, aber im Lande selbst hatte sie keinen oder nur wenig Einfluss. Es war ein kirchlicher Act, und allein die bedeutende politische Rolle, welche die Kirche im Mittelalter spielte, verlieh demselben politisches Gewicht. Solange die christliche Religion nicht befestigt war, bedeutete die Krönung nicht viel mehr als eine Ceremonie. Sie schützte nicht einen einzigen König und befestigte keinen in seiner Stellung. In den Thronstreitigkeiten, die nach dem Tode König Stephans ausbrachen, wurde Peter durch Aba Samuel, Aba Samuel durch Peter, dieser wieder durch Andreas und Andreas durch Bela vom Throne gestürzt, und doch waren sie alle gekrönt. Erst als die christliche Religion in das Gemüth des Volkes eingedrungen war, erlangte auch die Krönung eine angemessene politische Bedeutung. Vor der Mitte des 12. Jahrhunderts kann davon kaum die Rede sein.



Quellenjammmlungen.

- Pertz, Monumenta Germaniae Historica.
 Corpus Scriptorum Historiae Byzantinae. B. G. Niebuhr, Bonn.
 Comes Géza Kuun, Relationum Hungarorum cum oriente gentibusque orientalis originis historia antiquissima. Claudiopoli 1892/5.
 Scriptores Rerum Hungaricarum. J. G. Schwandtner, Vindobonae.
 Codex diplomaticus Hungariae ecclesiasticus ac civilis. G. Fejér, Budae.
 Rerum Hungaricarum Monumenta Arpadiana. L. Endlicher, Sangalli 1849.
 Monumenta Ecclesiae Strigoniensis. F. Knauz, Strigonii.
 Codex diplomaticus Arpadianus continuatus. G. Wenzel, Budapest.
 Decretum generale Inlyti regni Hungariae partiumque eidem annexarum. Budae 1844.

¹⁾ Brunonis Vita S. Adalberti Cap. 23: Miserat his diebus ad Ungarorum seniores magnum. M. G. IV, 607.

²⁾ Kaiser Otto an Bischof Piligrim: Nobis enim illic erit delegandus, quo Rex eorundem (Geza) nostro quamopere arbitrio sit colligandus. (Fejér, Cod. dipl. I, S. 257.)



Svatoopluk Čech's Leben und Werke.

Von Phil. Dr. Jaroslav Sutnar.

Wien.

(Fortsetzung.)

Svatoopluk Čech's Gedichte.

Wie gewissermaßen jeder Dichter wählt Svatoopluk Čech zu seinen Dichtungen gerne diejenigen Stoffe, welche sich entweder ganz oder theilweise in der Märchenwelt bewegen.

So theilt uns die Tenzone „V klásterním sklepe“ (Im Klosterfeller;¹⁾ „Almanach českého studentstva“ 1869; Gedichte) mit, wie Frater Kristof die Weine miteinander streiten hört, in welchen von ihnen Christus das Wasser zu Kana verwandelt habe, und diesen Streit in dem Sinne löst, Christus habe gewiß keinen von ihnen gewählt, weil sonst niemand unter den Aposteln Märtyrer geworden wäre.

Weit umfangreicher als dieses Product ist die Dichtung „Snové“ (Träume; „Máj“ 1872; G.).

Die Träume versammeln sich bei ihrer Mutter, der Nacht, um beim Ausruhen einander über ihre Thätigkeit zu berichten. I. Der erste Traum schildert einer armen Mutter, welche traurig an der Wiege sitzt, das künftige Glück ihres Kindes. II. Der zweite Traum besucht ein zum Zwecke des Broterwerbes mit einem Affen in der Welt herumirrendes Knäblein, welches nun von seinem Genossen, dem Ministerpräsidenten eines Affenstaates, zum Affenball eingeladen wird, um dort alle Noth zu vergessen. III. Der dritte Traum verwickelt eine junge Fürstin, obzwar sie streng bewacht ist, in ein buntes Liebesabenteuer. IV. Der vierte Traum führt einer angehenden Halbweltlerin ihre Jugend vor, welche von Lastern unbefleckt war, bis ihn der Tod in seinem Amt ablöst. V. Der fünfte Traum läßt einen gefangenen Freiheitskrieger von Freiheitskriegern aller Zeiten besucht werden, welche denselben auffordern, mit ihnen, aus dem Kerker befreit, muthig den Sieg davonzutragen. VI. Der sechste Traum erfüllt einem alten Ehepaar seinen Wunsch, daß es zu gleicher Zeit sterbe, um zugleich in den Himmel zu kommen. Was die Träume weiter einander erzählen, kann unser Autor nicht mehr verfolgen, weil ihn einer von den Träumen eben überfällt.

¹⁾ Uebersetzt von G. Albert („Neueste Poesie aus Böhmen“, II, 1895).

Die kurze Ballade „Šumařovo dítě“ (Spielmannsfind; ¹⁾ „Lumir“ 1873; G.) schildert uns einen verstorbenen Spielmann, welcher sein schlafendes Töchterlein, um es von der Noth zu befreien, nachts in den Himmel mitnimmt, so daß man am Tage bloß einen Kindesleichnam in der Wiege findet.

Ein anderes Gedicht, „Anděl“ (Engel; G.), gehört wieder unter die längeren Dichtungen Čech's.

I. Den Schöpfer ergreift bei Verkündung der Sündflut Barmherzigkeit, so daß ihm aus den Augen eine Thräne fällt, welche sich im Herunterfallen in einen Engel verwandelt. II. Der Satan prophezeit in einer längeren Unterredung dem Erbarmungsel, welcher zur verdorbenen Erde herunterfliegt, dessen Abfall. III. Der Erbarmungsel erblickt ein schlafendes Mädchen mit Namen Dýna, welches nach seinem Erwachen sehnsuchtsvoll den Engel sucht. Die schöne Dýna soll Urs, eines wilden Kriegers, Weib werden. Als Dýna wieder einmal den Engel liebevoll ansieht, schleppt sie plötzlich Urs fort, um sie zur Gemahlin zu nehmen. Der Engel unterliegt endlich der großen Liebe Dýnas, wodurch er jedoch eine Sünde verübt, so daß ihn der Schöpfer verflucht. Als Urs einst mit seiner Gattin auf dem Throne sitzt, über Gott spottend, stellt sich die Sündflut ein, welche alles verschlingt, und bloß Dýna wird von dem Erbarmungsel gerettet. IV. Nachdem der Engel erfolglos Unterkunft in der Arche für Dýna gesucht hat, wendet er sich an den Schöpfer selbst, wonach er auf ewig zum Schweben zwischen Himmel und Erde verurtheilt wird.

In der Ballade namens „Antar“ (Antar); Letzter Frühling; Das Gedicht eines Bezirksdichters) verliebt sich der Sänger Antar in eine Geisterfürstin der Wüste, welche den Geliebten später vom Samum verschüttet läßt, als er sie heimlich verlassen will.

Aus der längeren Phantasie „Zimní noc“ (Winternacht; „Květy“ 1879; Neue Sammlung in Verse gebrachter Arbeiten) erfährt man, daß unseren Verfasser der Geist seines verstorbenen Vaters in einer Christnacht mit Blitzesschnelle durch die Lüfte trug, um denselben den entscheidenden Sieg, welchen Rußland über die Türkei davontragen wird, zu zeigen.

Das nächste Werk, „Petrklíč“ (Peterschlüssel, ²⁾ 1883), ist ein langes Märchen.

¹⁾ Uebersetzt von Jaroslav Sutnar in der „Österr.-Ungar. Revue“ 1896.

²⁾ Uebersetzt von Zdenko Fur-Jelenský 1892 (illustrirte Ausgabe); drei Gesänge daraus bei Albert („N. P. a. B.“, II.).

I. Der Verfasser nimmt von der Alltagswelt Abschied, weil ihr beschränkter Verstand ihn so langweilt, daß er ins Märchen fahren will. II. Dem Himmelspfortner entschlüpfen einmal aus dem Gürtel, als er unwillig die Menschenwirtschaft verfolgt, zwei goldene Schlüssel. III. Die Schlüssel findet ein flotter Bursche, welcher sie sogleich dem Juden Abraham verkauft, um für das erhaltene Geld zu prassen. IV. Weil Abraham die Schlüssel nicht zererschmelzen kann, hängt er dieselben in seinem Laden an ein altes Stiefelpaar, um ihrer möglichst bald los zu werden. V. Ein Gelehrter kauft Abrahams Ware, indem er sie für die Schlüssel vom Bysehrad hält, und schreibt hierüber gleich ein dickes Buch nieder; für seine vielgelesene Schrift überschüttet man ihn mit Auszeichnungen aller Art, worauf aber ein Gegner seine Forschungen für baren Unsinn erklärt, so daß die ganze Nation sich in zwei Parteien spaltet; zur Untersuchung der Schlüssel kommt eine Commission in die Wohnung unseres Gelehrten, wo sie jedoch erfährt, ein Rabe habe die Goldschlüssel durch ein offenes Fenster fortgetragen. VI. Ein Lehrersohn findet beide Schlüssel in einem Rabenneste und entlockt ihnen so herrliche Lieber, daß man ihn zum König aller Concertisten in der Welt macht; nach einiger Zeit unterschiebt ihm ein Nebenbuhler aus Neid falsche Schlüssel, welche zwar dieselbe Form besitzen, aber nur Gekreisich von sich geben; obwohl er später sein Eigenthum wieder findet, kann der Lehrersohn die Gunst seines Publicums nicht mehr gewinnen, weshalb er die Schlüssel erbittert in einen See schleudert. VII. Die Schlüssel fängt ein Fischer, welcher mit ihnen in eine Seeburg dringt und dort eine Zeitlang die Liebe einer wunderschönen Maid genießt, bis er endlich sie heimlich verläßt und die Schlüssel in den See zurückwirft. VIII. In dem für ein Kloster gefangenen Fische findet man die Petersschlüssel, welche der Guardian sogleich über dem Altar anbringen läßt, um dadurch eine Menge von Wallfahrern herbeizulocken, so daß in dem jetzt reich gewordenen Kloster ein lustiges Leben herrscht, bis der erzürnte Gott das Kloster in Trümmer verwandelt. IX. In den von Bäumen umwachsenen Klosterriinen findet jene Schlüssel ein Dichter, welcher auf den Rath der Fee Phantasie mit ihnen ins Paradies eindringt, obwohl ihm Erzengel Michael feindlich entgegentritt, sein Schwert so mächtig um sich schwingend, daß die Schlüssel unter einem Hiebe in Staub zerfallen; Sanct Peter erlaubt jedoch dem Dichter, öfters das Paradies zu besuchen, unter der Bedingung, er dürfe keinem auf Erden den Weg zum Himmel verrathen; nach längerer Verschwiegenheit enthüllt der

Dichter doch sein Geheimniß auf der Erde, so daß nun eine Menge von Verseschmieden den Himmelspfortner besucht und ihn durch Vorlesen ihrer Producte langweilt, worauf der Dichter zur Strafe für seinen Verrath von Sanct Peter verurtheilt wird, sich in alle Plagen des Dichterberufes zu fügen. X. Aus dem zur Erde gefallenem Goldstaub jener Himmelschlüssel erwachsen die bekannten Frühlingsblumen, welche das Liebespaar zu pflücken pflegt, um sich mit ihnen das Paradies aufzuthun.

Auch die nächste Fabel, „Hanuman“ (Hanuman,¹⁾ 1884), bildet ein ganzes Buch.

I. Der Autor wehrt sich erfolglos gegen diesen fremden Stoff, den er für fragenhaft hält, da er lieber etwas Vaterländisches wählen möchte. II. Den letzten Königssohn eines Affenvolkes, welches einst von den alten Indern in den Urwäldern Hindustans vergöttert wurde, schleppt ein Matrose gewaltjam fort. III. Der Affe Hanuman lernt die Sitten aller Culturvölker kennen, indem er mit seinem Herrn halb Europa bereist, bis ihn aus einem Schiffe, welches mit einer Schauspielergesellschaft gestrandet ist, Meereswellen an sein Heimatsufer werfen. IV. Hanuman verkündet seinen Unterthanen, er wolle das Affenreich vollkommen nach dem Vorbilde Europas umgestalten, worin mit ihm alle begeistert übereinstimmen außer einem alten Affen namens Bindragupta, dem warmen Beschirmer der alten Gebräuche seiner Ahnen. V. Der Affenkönig besichtigt mit seinem Volke die Menge von Gegenständen, welche sich im Braak befinden, und die er zur Reformierung seines Reiches zu benutzen gedenkt. VI. Hanumans Unterthanen ahmen auf Befehl ihres Königs die Menschen bald in jeder Hinsicht nach, natürlicherweise bloß ihre Gebrechen, größtentheils ohne das Vorbild zu verstehen. VII. Den Frieden im Affenreiche stört Bindragupta, indem er gegen seinen König einen Aufruhr anzettelt, welcher aber von Hanuman durch einen Zufall unterdrückt wird. VIII. Hanuman entschließt sich, den Völkern Europas die Bildung seiner Unterthanen zu beweisen, wobei er zugleich für sich eine Gemahlin an den Höfen daselbst suchen will. IX. Als der Affenkönig jedoch mit seinem Gefolge ein Schiff betritt, nimmt sie der Thierhändler Hagenbeck gefangen, um sie dann in Europa zu verkaufen. X. Der Verfasser findet einmal, als er auf die Gasse hinausieht, den Affenkönig in Gesellschaft zweier Wandermusikanten.

¹⁾ Ein kleiner Theil übersezt von Zdenko Fur-Jelenský (Albert, „N. P. a. B.“, II.).

Beinahe so lang wie „Hanuman“ ist auch das Märchen „Pravda“ (Wahrheit; „K.“ 1885; in Buchform 1886).

Die Menschen, der Lüge bereits überdrüssig, bieten durch einen Dichter die Herrschaft auf der Erde der Wahrheit an, wozu dieselbe sogleich einwilligt, obzwar sie den Menschenunbestand voraussetzt (I). Vor den Auserwählten des Volkes erscheint die Wahrheit nackt, jedes Gewand entschieden ablehnend, worüber die Schar in große Bestürzung geräth, so daß man die Wahrheit abends in einer verschlossenen Carosse spornstreichs mitten durch das jauchzende Volk führt, um sie in ihrem Palast einzusperrn (II). Die Gefangene verläßt jedoch ungesehen ihr Gefängniß, worauf sie das ganze Land in Begleitung des Dichters durchzieht und überall umsonst wahre Freunde sucht (III). Sie begeben sich vor allem auf den Markt (IV), dann gehen sie miteinander an einer Kirche vorbei (V), lernen den verdorbenen Adel kennen (VI), die Nachäffung des Adels beim Bürgerthum (VII), eine verschuldete Herrschaft (VIII), einen durchtriebenen Bettler (IX), einen verschmitzten Juristen (X), medicinische Quackjalbumerei (XI), unverschämtes Phrasenthum in der Politik (XII). Wahre Humanität suchend (XIII), kommen beide auf ein blutiges Schlachtfeld (XIV) und sehen ein Schiff, „Aufklärung“, fahren, welches zu den Wilden Flitter und Spiritus trägt (XV). Endlich zerschlägt der Dichter am Morgen seine Feier aus Reue, daß er sie manchmal mißbraucht hat, als die Göttin denselben auffordert, ihr Tyrtäos zu sein, und von ihm Abschied nimmt (XVI). Weil die Führer am anderen Tage den Palast leer finden, übernehmen sie die Regierung selbst, ohne dem Volke das Verschwinden der Wahrheit anzuzeigen (XVII). Bald bricht aber eine Verschwörung aus, deren Häupter die Regierung an sich reißen (XVIII), um jedoch nach kurzem wieder anderen Herrschern platzzumachen (XIX). Der Dichter schreibt ein satirisches Gedicht auf die Lüge, worüber die Lügner ungeheuer lachen, als sie es beim Frühstück verschlingen.

Unter sechs kleineren Gedichten (Kurze Gedichte, 1886) erzählt uns die Legende „Svlačec“ (Winde) von einem Horne, welches, nachdem ein Stylit bei Besteigung der Säule darauf getreten, vor dem Tode des letzteren bereits zur Winde auswuchs. Im Gedichte „Pohár mladosti“ (Jugendpokal)¹⁾ sehnt sich ein älterer Mann nach der entflohenen Jugend, verschmäht jedoch den Jugendpokal, als ihm eine

¹⁾ Uebersetzt von Marie Smahjer (Albert, „N. B. a. B.“, II.).

Lichtgestalt denselben ohne Vergessenstropfen anbietet. Aus der Legende „Skrivánek“ (Verche)¹⁾ erfährt man, wie Christus aus der vom Schweiß eines Ackermannes getränkten Erde die Verche schuf, damit sie denselben bei der Arbeit mit ihren Liedern tröste. „Sněženky“ (Schneebiumen) schildern, wie Gott einmal Schneeflocken in Schneebiumen verwandelt hat, um einem blutjungen Mädchen für sein krankes Bräuterlein im Winter Blumen zu verschaffen. „Král Ječmínek“ (König S. [ursprünglich = kleine Gerste]), eine Romanze, führt uns den König Ječmínek vor, welcher einst in der Hanna so vorzüglich regierte, daß alles Volk sich bis jetzt seiner liebevoll erinnert. „Váda květů“ (Blumenank), eine Tenzone, verräth uns den Streit verschiedener Blumen darüber, welcher von ihnen der Vorzug gebüre, bis ein junger Mann seiner Geliebten gegenüber alle Blumen für reizend erklärt.

Zu den längsten Werken Svatopluk Čech's gehört wieder das nächste, „Šotek“ (Kobold; „K.“ 1886), ein phantastisches Gedicht.

Einleitung. Der Verleger nimmt freudig vom Dichter ein Werk an, indem er hört, es sei bloß ein in Verse gebrachter Unsinn. I. Der Verfasser besitzt ein schwarzes Ei. II. Das Ei behandelt er nach Zauberegeln. III. Einmal träumt der Autor, daß um ihn nachts in einem wilden Thale sein Engel und der Satan streiten, bis er endlich dem Höllenfürsten zum Opfer fällt. IV. Als der Verfasser erwacht, findet er vor sich einen aus dem Ei gekrochenen Kobold, welcher ihm seinen Dienst anbietet. V. (Geschichte des Kobolds.) 1. Auf die Aufforderung des Autors erzählt ihm der Kobold von einem Kloster, in welchem er viele Verwirrungen hervorgerufen, bis ihn die Mönche mit einem Pflaster in der Erde begruben. 2. Nachdem ihn der Naturforscher Krejčí wieder herausgegraben hat, verursacht er im Museum Unordnungen, so daß ihn dort alle verfolgen. 3. Der Kobold flüchtet sich in den Hut eines Delegierten, worauf er im Wiener Reichsrath manchen Unfug treibt, bis ihn die Delegierten fangen. 4. Die Delegation bringt den Kobold siegreich nach Böhmen, wo der Clerus ihn ausstellt, bald jedoch den Teufel wegen eines Angriffes seitens der Liberalen einem wissenschaftlichen Urtheil unterziehen muß. 5. Das Professorencollegium an der böhmischen Universität geräth um des Kobolds willen in Streit, so daß der Rector denselben fliehen läßt, um sich aus der Verlegenheit zu helfen. Bei Tagesgrauen bricht der Kobold seine Erzählung ab,

¹⁾ Uebersetzt von Marie Kvaňhřer (Albert, „N. P. a. B.“, II.).

indem er dem Dichter verspricht, ein anderesmal seine Geschichte weiter zu schildern. VI. Der Verfasser fährt hierauf durch eine prachtvolle Märchenwelt in Begleitung des Kobolds, bis er nach manchem Abenteuer auf das Seeschloß einer wunderschönen Fee gelangt, zu welcher indes den Zutritt bloß ein Schlüssel von Mondsilber verschaffen kann. VII. Nachdem der Autor von einem Ritter auf dem Monde vernommen hat, jenen Schlüssel besitze Fürstin Stella, begibt er sich mit einem Heere zu derselben, gewinnt jedoch die Fürstin lieb, aber plötzlich verschwindet alles. VIII. Der Dichter durchfliegt mit seinem Begleiter, über Weltprobleme sprechend, einen endlosen Raum. IX. Beide befinden sich wieder auf der Erde, wo der Dichter in einen Krug tritt, um dort an einer wilden Orgie theilzunehmen. X. Seine That bereuend, bittet er in einer halbverfallenen Kirche um Wiedergabe seines kindlichen Glaubens, woran ihn jedoch der Kobold hindert. XI. Beide reiten spornstreichs durch die Welt bis nach Böhmen, wobei der Dichter seine Seelenruhe zurückgewinnt, und der Kobold setzt seine Erzählung fort. XII. (Noch ein Fragment von der Geschichte des Kobolds.) Nachdem der Kobold entflohen war, kam er in ein Barockhäuschen, um dort ein reizvolles Mädchen im Negligé zu finden. XIII. Auf den Wunsch des Autors führt er denselben vor das Barockhäuschen, worauf er spottend verschwindet, ohne wiederzukommen. XIV. Als der Dichter dann jenem schönen Mädchen begegnet, geht er verlegen fort, sucht jedoch bis jezt manchmal abends insgeheim das Barockhäuschen auf.

Ein vorletztes Werk dieser Kategorie, „Kratochvilná historie o ptáku Velikánu Velikánoviči“ (Kurzeilige Historie vom Vogel Velikán Velikánovič, 1890), erschien als Buch.

I. (Invocatio Musae.) Obgleich der Dichter diesen Stoff für unpassend hält, wählt er ihn dennoch, um sich dadurch an der ränkevollen Muse zu rächen. II. Der Bürgermeister einer Stadt bekommt zu seinem Schrecken aus Kijew per Post ein riesiges Ei, aus welchem nach längerer Zeit ein sehr verdächtiges Geschöpf auskriecht, so daß es der Stadtrath nachts heimlich in einen Wald abschaffen läßt. III. Custos Sláma findet morgens das Individuum im Walde und nimmt es jauchzend ins Museum mit, indem er seinen Fund für eine Vogeleidechse hält. IV. Sláma macht sich durch sein deutsch geschriebenes Buch über den Pterodaktylus weltberühmt, als plötzlich Professor Rmin den Pflegling Slámas für einen Vogel erklärt, wodurch in der ganzen Nation zwei Lager entstehen. V. An die Stelle Slámas kommt Rmin, unter dessen Aufsicht das Ungeheuer so schnell wächst, daß es

eines Tages das ganze Museum in Stücke zerschlägt. VI. Der riesen-große Vogel, welcher durch ungemeine Schönheit hervorragt, richtet weiter in der Stadt beispiellose Verwüstungen an. VII. Erfolglos sucht der Stadtrath nach verschiedenen mißlungenen Versuchen einen Mann, welcher zum allgemeinen Wohle bereit wäre, nach Čurila Plenković' Vorbild jenem Vogel den Bauch aufzuschneiden. VIII. Da verschlingt jedoch das Ungeheuer einen mit Polemiken angefüllten Riesensack, worin so viel Gift enthalten ist, daß der Vogel nach einer Weile todt niederfällt. IX. (Epilog.) Der Autor besitzt vom Riesenvogel eine Feder, welche sich zwar durch großen Reiz auszeichnet, aber den Verfasser am Schreiben bedeutend hindert.

Aus der kurzen Dichtung „Trosky“ (Trümmer; Aus dem Reisetagebuch Jan Branyš, 1891) erfahren wir, daß der Autor einen Streit zweier Gespenster in den Burgen, deren Insassen während der Hussitenkriege einander feindlich gegenüberstanden, zu hören pflegt, sobald sich über ihnen ein Gewitter entladet.

Von den Stoffen der Gedichte, welche bis jetzt besprochen wurden, war zur Geschichte bloß ein Schritt.

So hat eine kleine Dichtung, „Husita na Baltu“ (Der Hussit an der Ostsee; „Ruch“ 1868; G.), zum Helden einen alten Hussitenfeldherrn, welcher sich gelegentlich eines an die Ostsee gemachten Feldzuges auf einer Felswand bestatten ließ, um dort bis heute die Matrosen durch sein mächtiges Aussehen zu schrecken.

Das Epos „Adamité“ (Adamiten;¹⁾ „L.“ 1873; G.), welches weiter hierher gehört, reiht sich den längsten Producten Svatopluk Čech's an.

Erster Gesang. Der Autor lernt vom Begeisterungengel diesen Stoff beherrschen. Unter den Adamiten entwickelt ihr Häuptling Mojžiš sein Glaubensbekenntnis und verkündet zugleich das Nahen der Feinde, wobei Ada mit Sulamit, beide Adamitenweiber, die freie Liebe besingt.

Zweiter Gesang. Der wahre Begründer der Secte, Henoch, ein Greis, äußert sich nachts höchst pessimistisch über Probleme des Weltalls, worin jedoch Adam, sein junger Glaubensgenosse, mit ihm nicht übereinstimmen kann.

Dritter Gesang. Ein Theil der Secte bringt von einem Raubzuge die schöne Katholikin Žitka, bei deren Anblick Adam begeistert ausruft, er glaube jetzt wieder an Engel.

¹⁾ Ein Theil des siebenten Gesanges übersezt von E. Albert („N. B. a. B.“, II.).

Vierter Gesang. Sulamit überzeugt sich, ihr Geliebter, Adam, liebe die gefangene Katholikin, weshalb sie Rache schwört. In einer hohlen Eiche verräth ein unschuldiges Mädchen, Vilita, dem ebenfalls blutjungen Genossen Žiřík ihren schreckensvollen Traum. Mit Gejauchze vernimmt Mojžíš, es sei bereits ein Taboritenheer in der Nähe, welches Bořek z Klatova anführt.

Fünfter Gesang. Adam gesteht abends der Katholikin, welche sich in einem Gefängnis befindet, bevor sie gemeinschaftlicher Liebe preisgegeben wird, heimlich seine Neigung und schlägt ihr vor, mit ihm zu fliehen, bis Žitka seinen Antrag auch annimmt. Gleich nach dem Abgang Adams erscheint jedoch Sulamit, welche dem Gespräche ungehört zugehört hat, um die Katholikin aus Eifersucht zu durchbohren.

Sechster Gesang. Der nachts angekommene Hussitenhauptmann Bořek wird nach Verlusten in seinem Heere selbst von Mojžíš getödtet. Adam spricht am Leichname Žitkas verächtlich über die Secte, so daß er von seinen Glaubensgenossen verbrannt werden soll, worauf die reuevolle Sulamit Adams Beispiel befolgt.

Siebenter Gesang. Ein Hussitenpriester wird, da er den Adamiten Ausrottung prophezeit, von Mojžíš erschlagen. Žizka kommt mit seinen Kriegern, um Bořeks Tod zu rächen, worauf in wilder Schlacht zahllose Adamiten unterliegen, indem sie ihren Häuptling wegen Betrügereien verfluchen, und nur Henoch soll von den Siegern verschont werden, damit er ihrem Feldherrn Žizka berichte, was für einen Glauben die Secte befehen habe. Žiřík und Vilita werden getödtet. Endlich gibt auch Mojžíš unter furchtbaren Gotteslästerungen den Geist auf. Adam wird mit Sulamit von den Taboriten verbrannt.

Weit kleiner als dieses Product ist „Žizka“ („K.“ 1879; Neue Sammlung in Verse gebrachter Arbeiten).

Der Hussitenfeldherr Žizka, welcher mit seinem Heere nach Prag gezogen kommt, um die Hauptstadt Böhmens wegen Verrätherei in Trümmer zu legen, läßt sich im Entscheidungsaugenblicke, besonders durch das beredte Einwirken auf sein Vaterlandsgefühl seitens Kothycanas, dazu bewegen, daß er mit Prag nochmals Frieden schließt.

Noch umfangreicher als die Dichtung „Adamiten“ ist „Václav z Michalovic“ (Václav von Michalovic;¹⁾ „K.“ 1880; in Buchform 1885).

¹⁾ Übersezt von Zdenko Fux-Te enský (Albert, „N. B. a. B.“, II.): Prolog, ein Stückchen aus dem zweiten Gesange (Schluß) und aus dem sechsten (Ansprache Václavs an das Volk).

Prolog. Durch ein altes Buch begeistert, will der Autor das Martyrium seiner Ahnen besingen, obgleich er sich einer so vornehmen Aufgabe für unwürdig hält.

Erster Gesang. Bei einem prachtvollen Jesuitengastmahl erzählt Pater Sidicius den Gästen von dem anwesenden jungen Novizen Václav, einem Kezersohne, welchen er ungefähr in seinem achten Lebensjahre an einem entlegenen Orte fand und vom Jesuitenorden im katholischen Glaubensbekenntnis erziehen ließ, bis der Jüngling im Laufe der Zeit seine Vergangenheit vollkommen vergaß.

Zweiter Gesang. Nachdem Václav mit anderen Novizen das Refektorium verlassen, schildert er heimlich seinem Genossen Konrad, er sei unlängst auf dem Gradschin Ignácie, der Richte Don Huertas, eines Großen, begegnet, zu welcher er eine so heiße Neigung faßte, daß er sie auch jetzt nicht vergessen könne, obgleich ihn sein Genosse deswegen grimmig tadelte.

Dritter Gesang. Als Václav einst allein im Jesuitenparke seiner zwei letzten Zusammenkünfte mit Ignácie gedenkt, stellt sich ihm ein unbekannter Greis als gewesener Diener seines Vaters Bohuslav von Michalovic vor, eines reichen Patriciers, welcher nach der Schlacht am Weißen Berge wegen seines Hussitenglaubens mit anderen auf dem Altstädter Ring hingerichtet ward, und überreicht zugleich dem Novizen ein Buch von dem Verstorbenen.

Vierter Gesang. Durch fleißiges Lesen des von seinem Vater ihm gesandten Buches entsteht in Václav ein so tiefer Haß gegen die Jesuiten, daß er einmal dem Genossen Konrad, freilich unwillkürlich, sein Geheimnis verräth, worauf ihn dieser sogleich bei den Jesuiten anzeigt.

Fünfter Gesang. Umsonst bemüht sich nach verschiedenen misslungenen Versuchen Pater Sidicius, den Novizen, welcher in ein Gefängnis gesperrt wird, vom Kezerthum abzuwenden, indem er ihm sogar die Hand Ignācijas verspricht.

Sechster Gesang. Eines Tages wiegelt der inzwischen aus seinem Kerker in einen Kuppelgang der Salvatorkirche geflohene Václav das unten zusammengeströmte Volk mit feuriger Rede wider die Tyrannen auf, als ihn Konrad nach längerem Ringen mit sich in den Kirchenraum hinunterreißt, wo gerade die Richte Don Huertas ihre Hochzeit mit einem anderen feiern soll und bei Václavs Falle aus Liebesgram den Geist aufgibt.

Das längste Gedicht, welches Svatopluk Čech jemals geschrieben hat, ist sein historisches Epos „Dagmar“ („K.“ 1883 bis 1884; in Buchform 1885).

I. Ein Spiel um die Braut. Eine Botschaft aus Dänemark, angeführt von Ebbeſön Strange, kommt nach Prag zum König von Böhmen, Přemysl, da sie um die Hand seiner Tochter für ihren Herrscher werben soll; beim Festmahl gibt der Ritter Jiri Buzovic sein Abenteuer mit einer muthvollen Saracenin namens Nighara zum besten, welches damit schloß, daß er von der Heidin als Geschenk ein prachtvolles Schachspiel erhielt; hierauf spielt Strange, nachdem er sich in die geringste unter den Hofdamen, welche jedoch alle durch Schönheit übertrifft, verliebt hat, mit ihr Schach; obwohl das Mädchen, ins Schachspiel trefflich eingeweiht, aufmerksam spielt und bei jedem Zuge seltene Geisteskraft beweist, trägt den Sieg endlich doch Strange davon; bald danach nimmt der König Abschied von seiner Tochter, in welcher Strange, gramgefüllt, sogleich die Spielgenossin erkennt, um sie der Gesandtschaft für ihren Herrscher anzuvertrauen.

II. Vineta. Dagmar begibt sich mit der Botschaft zu Schiffe auf der Oder an die Ostsee und hört von der unlängst hier stattgefundenen Ausrottung baltischer Slaven durch die Dänen, welche Nachricht die Fürstin derart ergreift, daß sie von Visionen gemartert wird.

III. Hochzeitsgeschenke. Nachdem Dagmar mit König Baldemar, welcher auf der Ostsee seiner Braut entgegengekommen, in Lübeck getraut ward, läuft das Ehepaar in einen Hafen Dänemarks ein, um sich dann zu Pferde nach der Königsburg in Ribe zu verfügen; am anderen Tage fordert Baldemar seine Gemahlin auf, Hochzeitsgeschenke zu verlangen, worauf dieselbe drei Wünsche äußert; vor allem bittet ihn die Königin um Entlassung seines alten, bereits vierzehn Jahre wegen Hochverraths im Gefängnis eingesperrten Veters, dann um Steuererniedrigung für Ackerleute, zuletzt um milde Behandlung der von Dänemark unterjochten Slaven, was der König alles zu thun verspricht, obwohl beim ersten und beim letzten Wunsche nach einigem Zaudern.

IV. Gurre. Baldemar genießt auf einer Burg im Gurresee seine Flitterwochen. Strange vergeht an der Seite Baldemars in hoffnungsloser Liebe zur Königin. Dagmar erzählt ihrem Gemahl einen unheilvollen Traum. Baldemar veranstaltet eine Jagd. Dagmar empfängt in Abwesenheit Baldemars den freigelassenen Vetter. Dagmar veröhnt mit ihm den von der Jagd heimgekommenen Gemahl. Infolge Einwirkung des Veters verkündigt Baldemar einen Krieg gegen die Finnen. Darum begibt sich Baldemar mit seiner Gemahlin wieder nach Ribe.

V. Danebrog. Während der König in Finnland Krieg führt, spinnt zuhause Bischof Waldemar, welcher durch Dagmars Verdienst aus dem Kerker entlassen worden war, wider die Königin Ränke, um Dänemarks Krone für sich zu gewinnen. Dagmar wird vom Vetter ihres Gemahls in der Königsburg zu Ribe streng bewacht, bis das erzürnte Volk seiner Herrscherin zuhülfe herbeizieht und nach dreitägigem Kampfe die Königsburg dank Stranges Heldenmuth einnimmt; obzwar Bischof Waldemar im Entscheidungsaugenblicke die Königin aus Verzweiflung durchbohren will, woran ihn indes Strange unter Aufopferung seines eigenen Lebens verhindert, zeigt Dagmar ihrem Verfolger einen geheimen Gang, um ihn nochmals zu retten; zugleich erfährt die Königin, ihr Gemahl fehre mit einem vom Himmel gefallenen Banner, Danebrog, durch welches er über die Heiden in Finnland den Sieg davongetragen habe, an der Spitze seines Heeres zurück; Dagmar wird dann nach altem Brauch auf einem Schilde, vom jauchzenden Volke begleitet, ihrem Gemahl entgegengetragen, an dessen Seite jedoch eine mit Waldemar in Finnland bekannt gewordene Fürstin aus Portugal namens Berengára reitet.

VI. Eine Meerfrau. Dagmar erzählt, vom Gemahl verlassen, welcher sich fortwährend bei der Portugiesin aufhält, ihrem Knäblein ein Märchen vom Blätterchwamm, da auf den Wunsch des Kindes ein altes, vom Volke als Zauberin verfolgtes wendisches Weib erscheint; diese Priesterin Svantoáts verflucht die Dänen wegen der Grausamkeit, mit welcher von ihnen die Wenden ausgerottet worden sind, und prophezeit zugleich auch der Königin einen nahen Tod; sie erklärt jedoch, als Dagmar der Wendin freundlich ihren Schutz verspricht, sogleich ihre Wahrsagung für unerfüllbar.

VII. Dagmar stirbt. Waldemar eilt von Berengára nach Ribe zu seiner Gemahlin, welche den König von Dänemark auf dem Sterbelager nochmals um Milde gegenüber den Wenden bittet, nachdem sie dem reuevollen Bischof gebeichtet hat, sie habe nur eine Sünde begangen, da sie nach Stranges Tode mehrmals des Verstorbenen gedacht.

Der Geschichte sind auch vier kleine Werkchen entnommen, unter denen „Na Bezdězi“ (Auf dem Bezděz; Kl. G.) schildert, wie Bálav, das in Haft gehaltene Söhnchen König Ottokars, einen ihm zu seinem Vergnügen geschenkten Vogel stolz freiläßt, da es niemals Kerkermeister sein wolle. In einem anderen Gedichte, „Král a šašek“ (König und Hofnarr; Kl. G.), sagt zum König Jiří sein Hofnarr

Baleček, als ersterer mit ihm zu tauschen wünscht, beide seien an ihrem Plage. „Na Humprechtě“ (Auf dem Humprecht; A. d. R. S. B.) schildert uns die Vision unseres Poeten auf den Trümmern einer Burg, worin der Edelmann Humprecht Černin, ehemaliger Besitzer des jetzt zerfallenen Gebäudes, als Greis umsonst bereute, daß er im Mannesalter seine Muttersprache verachtet hatte. Aus dem letzten Gedichte, „Maloměstská idylla“ (Kleinstadt Idyll; A. d. R. S. B.), lernen wir das Kleinstadtleben zur Rococozeit kennen mit einer längeren Reflexion über die Gegenwart.

Besonders gern schöpft Svatopluk Čech aus dem zeitgenössischen Leben.

Das kurze Gedicht „Kandiotky“ (Candiotinnen; „K.“ 1867; G.) führt uns eine schöne Giaurin vor, welche sich von ihrer Mutter durchbohren läßt, um nicht Odaliske eines Paschas zu werden. Ein anderes Werkchen, „Chaloupka“ (Hüttchen; „Ruch“ 1868; G.) betitelt, macht uns mit einem armen, der Herrenliebe zum Opfer gefallenem Mädchen bekannt.

Eine „Meeresphantasie“, „Bouře“ (Sturm;¹⁾ „A. č. s.“ 1869; G.), gehört zu den längeren Dichtungen Svatopluk Čech's.

I. Das Gebet eines Mädchens vor der Uferkapelle. Das Mädchen bittet um gute Schifffahrt für ihren Geliebten. II. Ein Matrosenlied vom Schiffskobold. Das Schiffsvolk unterhält sich mit Gesang. III. Der Gesang eines Knaben im Mastkorbe. Der Knabe begrüßt freudig das nahe Gewitter. IV. Ein Jüngling unterm Mast. Der Geliebte denkt ebenfalls sehnsuchtsvoll an sein Schiffermädchen. V. In der Kajüte. Ein schwarzer Slave schreckt seine weiße Herrin durch ein Liebesgeständnis. VI. Auf dem Deck im Gewitter. Die Schiffsmannschaft läßt, indem sie sich Vergnügungen hingibt, ihr Schiff vom Sturme zertrümmern. VII. Zwei Strandräuber. Das Mädchen geräth über den Leichnam ihres ertrunkenen Geliebten in Verzweiflung. VIII. Eine Fischerschar vor der Kapelle. Die Fischer bitten um Stillung des Gewitters.

Weiter erzählt uns die kurze Dichtung „V pytevně“ (Im Seciersaal; „A. č. s.“ 1869; G.) von einem Gelehrten, welcher für eine Weile trauriger Erinnerung unterliegt, als er am Finger eines todtten Mädchens, das er secieren will, einen Ring erblickt. In einem

¹⁾ Uebersetzt von G. Korn in der „Slavischen Rundschau“ 1883, dann bei Albert („N. P. a. B.“, II.).

anderen Wertchen, „Umiráni“ (Das Sterben; „A. č. s.“ 1869; G.), glaubt ein kranker Jüngling im Sterben an einem Freiheitskriege theilzunehmen. „Na lodi vyhostěnců“ (Auf dem Verbanntenschiff; ¹⁾ „L.“ 1873; G.) führt uns einen verbannten Freiheitskrieger vor, welchem der Schiffscapitän ein vom Raubvogel zerfleischtes Vöglein weist, als derselbe nach dem Losungsworte seiner Zeit ihn fragt. Aus den nächsten Versen, betitelt „Věnování“ (Widmung; G.), erhellt wieder die Dankbarkeit Svatopluk Čech's seinen Eltern gegenüber. „Křížek“ (Kreuzchen; G.) erzählt von einem Mädchen, welches erfolglos zur Andacht seine Zuflucht nimmt, um nicht aus Gram zu sterben. Im Gedichte „Vůz“ (Ein Wagen; G.) überlegt unser Autor, als er einen Wagen auf der Landstraße sieht, wohin sich das darin befindliche Mädchen begeben. „Hrob v lese“ (Waldgrab; G.) räth, was für einen Menschen das Grab enthalte, bei welchem der Verfasser weilt. Aus der Ballade „Kyrýsnyk“ (Ein Kürassier; G.) erfährt man von einem ausgedienten Soldaten, welcher nach seiner Heimkehr bloß für das Grab sorgt, da er nirgends Bekannte findet. „Jarní dešť“ (Frühlingsregen; G.) ist hingegen das Liebeslied eines Mädchens, im „Orel Balkánu“ (Adler des Balkans; G.) träumt ein Adler vom Balkan der Zukunft ohne Moslems, „Má poesie“ (Meine Poesie; G.) verräth uns das Dichterprogramm Svatopluk Čech's.

Bei der Erzählung in Versen „Čerkes“ (Der Tscherkesse; „L.“ 1875; N. S. i. B. g. A.), welche jetzt folgt, scheint es angezeigt, wieder länger zu verweilen.

Ein junger Kosak schildert seinem alten Genossen, als er abends mit ihm eine wüstgewordene Gegend Kaukasiens durchreitet, seine Liebe zu Ludmila, der Tochter Zavors, eines im kaukasischen Dorfe Metodějovka ansässigen Čechen, welche einmal ihr Vaterhaus verließ, um niemals heimzukommen; nachdem der Jüngling dies erzählt hat, pfeift eine Kugel an beiden Reitern dicht vorbei, worauf sie bald als Thäter einen Tscherkessen ertappen und fesseln; als der Gefangene nach längerem Schweigen den Soldaten verräth, er sei in Kaukasien von seinen Stammesgenossen allein geblieben, um dem Feinde seines Volkes möglichst große Schäden zuzufügen, welches Vernichtungswerk durch die Ermordung einer ihm liebevoll zugethanen Čechin seinen Gipfelpunkt erreichte, durchbohrt ihn der junge Kosak, da er in der Čechin Zavors Tochter erkennt.

¹⁾ Uebersetzt von K. Müller in der Zeitschrift „Von Pol zu Pol“.

„Handžár“ (Handjchar;¹⁾ „L.“ 1876; N. S. i. B. g. N.) fordert ein im Kriege mit Gegnern des Slaventhums von Blut bespritztes Messer auf, sich nicht seiner Blutsflecken zu schämen, weil das Slaventhum zur Erlangung seines Zieles noch viel Blut zu vergießen habe. Das titellose Lied,²⁾ welches im Prosawerk „Letzter Frühling“ enthalten ist, verdolmetscht unter orientalischem Gewande eine trauervolle Stimmung des Helden. „Na hrob Havlasův“ (An das Grab Havlasas; „Česká Věsta“ 1878; N. S. i. B. g. N.) trauert um den im letzten Kriege zwischen der Türkei und Rußland am 25. November 1878 gefallenen Freund unseres Autors.

Die nächste Dichtung „Evropa“ (Europa; „L.“ 1878; N. S. i. B. g. N.) schließt sich den längsten Producten Svatopluk Čech's an.

Erster Gesang. Auf dem Schiffe „Europa“, welches die Stifter eines Aufruhrs gegen die Menschengesellschaft aus ihrem Vaterlande nach einer Insel deportiert, befindet sich außer dem alten Befehlshaber und Angela, seiner Tochter, ein Schiffspriester.

Zweiter Gesang. Als einmal abends Gonzaga, die Gefährtin Angelas, heimlich einen der Verbannten, den jungen Freiheitsdichter Pavel, fragt, ob er nicht einen Wunsch hege, bittet er die Tochter des Befehlshabers nur um eine weiße Rose, welche ihm Angela verschämt reicht.

Dritter Gesang. Nachts entsteht unter den Verbannten eine Empörung, in welcher der Befehlshaber verwundet wird, so daß der Häuptling der Verschwörung, Roland, eine rothe Flagge hissen kann.

Vierter Gesang. Pavel weilt mit Angela morgens in einer Cabine, wohin er den Befehlshaber in der Nacht aus dem Getümmel gerettet hat, bereit, ihn und seine Tochter wider die eigenen Genossen zu schützen. Die Verschworenen, welche nun in vollem Maße die Freiheit genießen, bewillkommen mit Gejauchze den angebrochenen Tag.

Fünfter Gesang. Roland will erbarmungslos sämmtliche nachts im Kampfe gefangenen Feinde niederstrecken, wogegen sich jedoch Gaston auflehnt, als plötzlich ein furchtbares Gewitter ausbricht, so daß alle das Verdeck schleunigst räumen und nur der vom ausgelassenen Wolke mit Gonzaga an einen Mast gebundene Priester zurückbleibt.

Sechster Gesang. Der Priester, welcher sich wollüstig nach der unterdessen beinahe wahnsinnig gewordenen Gonzaga sehnt, wird von einer riesengroßen Welle verschlungen.

¹⁾ Uebersetzt von K. Müller in der „Pilsner Reform“ 1883 und in der Zeitschrift „Auf der Höhe“ 1884.

²⁾ Uebersetzt von Zdenko Fur-Jelenský (Albert, „N. P. a. B., II.).

Siebenter Gesang. Nach dem Sturme führt Roland schnell seinen Vorsatz aus, bis den Wütherich der mit seinen Anhängern herbeigelaufene Gaston an diesem Blutwerk hindert und ihn in die Flucht schlägt, worauf Roland die Pulverkammer der „Europa“ in Brand steckt, so daß plötzlich unter furchtbarem Getöse das ganze Schiff in die Luft fliegt.

„Ve stínu lípy“ (Im Schatten der Linde;¹⁾ „K.“ 1879; N. S. i. B. g. A.), ein Idyllencyklus, erfordert gleichfalls nähere Angaben.

Die Dorfgesellschaft, welche sich sonntags im Schatten einer Linde versammelt hat, unterhält sich beim Biere durch Erzählung verschiedener Geschichten. I. Vor allem erzählt ein Ackermann vom Exstudenten Václav Barta, welcher sich nach Amerika begab, dort längere Zeit glücklich lebte, dann jedoch in das Heimatsdorf zurückkehrte, um bei seiner blind gewordenen Mutter zu sterben. II. Ein Schneiderlein schildert hierauf sein in Venedig stattgefundenes Liebesabenteuer, bei welchem er mit einer riesigen Torte zum Festmahl der Franciscaner kam, um dort auf einen Augenblick Verwirrung zu stiften. III. Der Lehrer gedenkt eines Christabends, an welchem er die heißgeliebte Gattin verlor, um ein Jahr darauf zu derselben Zeit sein jetziges Weib kennen zu lernen. IV. Ein Invalide beschreibt eine wilde Schlacht in der Lombardei unter Radezkys Anführung, wo er mit solchem Eifer kämpfte, daß er den Verlust eines Fußes übersah. V. Die Wirtin spricht von der jungen Entelin eines Puppenspielers, welche das Pferd ihres Großvaters und seine Puppen so leidenschaftlich liebte, daß sie sogar, als ein neuer Eigenthümer beides mitgenommen hatte, ihnen bis in ein angeschwollenes Gewässer nachlief. VI. Ein Wirtschaftsbereiter gedenkt des Lauspasses, welchen er von einem Oberen bekam, als er dessen Tochter einen Kuß gegeben hatte. VII. Ein Spielmann schildert endlich, wie seine Ehefrau Anna, ein reiches Dorfjädchen, nachdem sie sich mit ihm in Kaukasien gegen den Willen ihrer Eltern angesiedelt hatte, dort dem Heimweh unterlag. VIII. Nachdem dies erzählt worden ist, steht ein Müller auf, um auf die Heimat ein Hoch auszubringen.

Ein weit kürzeres Gedicht, „Calderonovi“ (An Calderon; „K.“ 1881; Nl. G.), feiert den bekannten Dichterheros Spaniens.

¹⁾ Uebersetzt von J. S. Gregory (Rehák) 1892; 4 und 5. Gesang auch bei Albert („N. B. a. B.“, II.); ein Gesang von R. Müller in der Zeitschrift „Auf der Höhe“ 1884.

Das Epos „Slavie“ (Slavier; „K.“ 1882; i. B. 1884), welches jetzt an die Reihe kommt, zählen wir ebenfalls zu den längsten Werken Svatopluk Čech's.

Der Dichter glüht vor Sehnsucht, Slavias Schiff zu besteigen, was ihm auch gelingt.

I. Einem Čechen, welcher sich über das Schwarze Meer zu Schiffe nach Osten in die Slavenländer begibt, erzählt sein Freund Ivan, ein Russe, auf seinen Wunsch Folgendes: „Während einer Winter- nacht verfolgten mich in Polen Wölfe so lange, bis ich endlich besinnungslos zu Boden fiel, um hierauf in einem Grafenschlosse, von der schönen Tochter meines Wirtes liebevoll gepflegt, aufzuwachen; als ich jedoch nach meiner Genesung den alten Grafen um die Hand seiner Tochter Jadviga bat, schwor derselbe, kein Russe dürfe seine Tochter lebendig bekommen, da Rußland ihn um den Sohn Stanislav gebracht habe, worüber sich dessen Mutter zu Tode geämt; nachdem ich traurig den Grafensitz verlassen, erfuhr ich zwar unterwegs von der heißen Liebe Jadvigas zu mir, doch es war vergebens, und ich erblickte meine Bekannten seit jener Zeit zum erstenmal wieder auf diesem Schiffe.“ Da sich nun der Russe mit seinem Freunde in ein panslavistisches Gespräch einläßt, tritt auf sie Ivans Bruder zu, der Nihilist Vladimir, und theilt ihnen mit, der alte Graf reise ans Grab seines Sohnes.

II. Während die Vertreter sämtlicher Slavenvölker, welche sich auf dem Schiffe befinden, wegen verschiedener Ansichten miteinander in Streit gerathen, zettelt das Schiffsvolk beim Nahen eines Gewitters unter Petrs Führung eine Meuterei an, in welche auch Vladimir eingeweiht wird; nachdem Ivan insgeheim vom Aufstand erfahren, fordert er alle Slaven zum Kampfe gegen die Rebellen auf und wird von ersteren, sogar vom alten Grafen, einstimmig zum Haupte gewählt, um mit ihrer Hilfe das Schiff zu retten, welches die Meeres- wogen bereits zu verschlingen drohen; als der Matrose Petr die schöne Polin in einem Rahne heimlich entführen will, vertritt ihm Vladimir zwar den Weg, wird jedoch von ihm tödlich verwundet, worauf Jadviga sich ins Meer flüchtet, um nicht von dem Wüstling entehrt zu werden.

III. Das von Ivan aus den Meereswellen gezogene Mädchen scheint längere Zeit todt zu sein, kommt aber dann zu sich, worauf Ivan durch Vermittlung des Čechen sie von ihrem Vater zur Gemahlin erhält, als gerade ein Hafen sichtbar wird.

„Lešetinský kovár“ (Der Schmied von Lešetin,¹⁾ 1884), wenn auch etwas kürzer, bildet ebenfalls ein ganzes Buch.

I. Der Schmied in Lešetin besitzt eine Tochter. II. Das in einem Bergthal gelegene Dorf, in welchem man bis jetzt ein stilles, gesundes, altväterliches Leben geführt hat, überfällt plötzlich ein fremder Gewerbsmann und bringt, indem er eine Fabrik errichtet, in kurzer Zeit alle Dorfbewohner an den Bettelstab. III. Der Fabriksleiter bemüht sich umsonst, auch den Schmied zum Verkaufe seines Häuschens zu bewegen, der sich von allen Dorfbewohnern allein gegen die Fremdherrschaft auflehnt. IV. Der Schmiedegeselle Václav liebt heimlich die Tochter seines Meisters. V. Auch Lidka liebt ihn ohne Wissen ihres Vaters. VI. Als der Schmied wegen des infolge Errichtung der Fabrik eingetretenen Mangels an Arbeit seinen Gesellen entlassen muß, verräth ihm Václav seine Liebe, worauf der Schmied dem Gesellen die Hand Viduškas zusagt. VII. (Lieder.) Václav nimmt Abschied von Lidka und begibt sich in die Fremde. VIII. Obgleich in großer Noth, bieten doch der Schmied und Lidka ihrem Feinde, welcher in die ganze Gegend fremde Sprache, fremde Tracht, fremde Sitten einführt, stets unerschrocken die Stirn. IX. Lidka denkt an Václav. X. (Weit jenseits der Berge.) Václav sehnt sich nach der Heimkehr. XI. Nachdem der Schmied im Laufe der Zeit in Schulden gerathen ist, hört er von einem seiner Genossen, welche früher ihre Güter, um auszuwandern, dem Fremdling verkauft hatten und bald in ihr Heimatsdorf bettelarm zurückkamen, daß ihm der Fabriksleiter mit einer Execution drohe. XII. Der Schmied fertigt eine Menge von Waffen an. XIII. Der Fabriksleiter erscheint in der Schmiede zur Execution, wobei sich ein wilder Kampf zwischen den Genossen des Schmiedes und zwischen dem Anhang seines Gegners entfesselt, bis man die Fabrik in Brand steckt. XIV. Weil eine Soldatentruppe nach Unterdrückung des Aufstandes erfolglos dem Schmiede zuruft, seinen Troß aufzugeben, wird er niedergeschossen. XV. Václav eilt in seine Heimat. XVI. Auf seinem Sterbelager erfährt der Schmied vom heimgekommenen Václav, der Sohn des im Scharmützel gefallenen Fabriksleiters habe das Dorf bereits einem Patrioten verkauft, so daß auch Václav die Schmiede für sich zurückkaufen könne, worauf der Alte selig stirbt, nachdem er das Brautpaar noch gesegnet.

¹⁾ VII., IX., X., XV. übersezt von Eduard Fechtner (Albert, „N. P. a. B.“, II.).

Die nicht besonders umfangreiche Dichtung „Letní procházka“ (Sommer Spaziergang; Kl. G.) gedenkt eines Spazierganges, welchen der Dichter vor Jahren mit einem Mädchen unternommen hat, ohne ihm später je wieder zu begegnen.

Das nächste Werk, „Zpěvník Jana Buriana“ (Liederbuch Jan Burians; „K.“ 1887; i. B. 1894), ist ein großes Epos.

I. Jan Burian, welcher die Studien mit dem Ackerbau vertauscht hat, trägt in ein altes Buch die Begebenheiten seines Lebens ein. II. (Wangigkeit.) Burian denkt, im Schnee gestöber zuhause weiland, über das Unglück seines Volkes nach. III. (Winterereignis.) Burian erinnert sich, daß er einmal im Winter den Edlen von Borec und seine schöne Tochter dem gewissen Verderben entriß, indem er ihre scheu gewordenen Pferde aufgehalten hatte. IV. (Alte Běta.) Einst im Frühling kommt nach Trémšín zu Burian Běta, welche vor Jahren bereits bei seinen Eltern als Magd gedient hat, um dort mit ihrer Tochter Maruška wieder zu dienen. V. (Herrschaft von Borec.) Burian besucht das Schloßchen in Borec, wo das Edelräulein ihn durch Schönheit bezaubert, aber der alte Herr verwickelt mit seinem kosmopolitischen Verdeutschungsprogramm den Gast in einen längeren Streit. VI. (Lieder.) Burian bemüht sich erfolglos, seine Liebe zum Edelräulein auszurotten, da er sie für aussichtslos hält. VII. (Begegnung im Haine.) Burian begegnet sonntags in einem verwilderten Parke dem Edelräulein Stella, wobei er sich überzeugt, daß auch sie für ihn eine Neigung hegt. VIII. (Geständnis.) Stella gesteht ihm ihre Liebe. IX. (Fragmente.) Burian, welchen das Edelräulein ewig zu lieben verspricht, genießt sein großes Glück, bis ihm einmal Stella mittheilt, sie fahre auf längere Zeit nach Italien. X. (Lied.) Burian gedenkt seiner fernen Geliebten, von Furcht gequält, sie habe ihn bereits vergessen. XI. (Herbst.) Burian geräth, als er den Edelmann nach Stella fragen will, aufs neue mit ihm in heftigen Streit. XII. (Schlittensfahrt.) Endlich erblickt Burian eines Winterabends, selbst ungesehen, in einem Schlitten das Edelräulein mit einem Bräutigam. XIII. (Letzter Brief.) Stella nimmt von Burian schriftlich auf immer Abschied. XIV. (In verhängnisvoller Nacht.) Getrieben von Verzweiflung, beschließt Burian, sich eine Kugel in die Brust zu jagen. XV. (Neues Leben.) Da Burian jedoch fehlschießt und sich bloß schwer verletzt, wird er längere Zeit hindurch von Maruška gepflegt, worauf er sie zur Frau nimmt. XVI. (An der Wiege.) Burian verspricht seinem Kinde, daß es Ackerzmann werden solle, ohne das Großstadt-
leben jemals kennen zu lernen.

Die Gedichtsammlung „Jitřní písně“ (Morgenlieder, 1887) enthält zwanzig Nummern.

Dem čechischen Volke bricht endlich der Morgen an („V jitřním šeru“ [Im Morgengrauen]), welchen jeder mit gutem Willen, mit Liebe, mit Muth begrüßen soll („Kouzelná číše“ [Zauberbecher]), indem er sich blindlings der Begeisterung hingibt („Nadšení“ [Begeisterung]), niemals über eigene Schwäche klagt („Dosti nás“ [„Stark sind wir genug“]), auf keinen Fremden sich verläßt („Nevěřme nikomu“ [Laßt uns keinem glauben]). Das lichte Beispiel von Hus und Jeroným, den Märtyrern Böhmens, muß man befolgen („Dva zvony“ [Zwei Glocken]).¹⁾ Mag wer immer die Liebe zum Vaterlande, zum Slaventhum, zur Wahrheit, zur Freiheit, zur Menschlichkeit für Phrasen erklären, der Verfasser will ihr immer treu bleiben bis zu seinem Lebensende („Fráze“ [Phrasen]). Nur in fleißiger Arbeit ist unsere Rettung zu suchen („Pravé slovo“ [Das rechte Wort]),²⁾ wenn es auch schiene, daß wir, ohne Blut zu vergießen, spurlos verschwinden müssen („Slovem a kovem“ [Mit Wort und Erz]). Der fatalistischen Felder gedenkend, bittet unser Autor den Herrn, sein Volk nicht mehr zum Kriege mit anderen Slaven zu zwingen („Přízrak“ [Gespenst]). Hierauf wendet er sich an Gott um Schutz für unterjochte Völker („Modlitba“ [Gebet]), indem er seine Stammesgenossen zur größten Eintracht und dazu mahnt („Naše zbraně“ [Unsere Waffen]), das Geschenk des Satans, Selbsthaß, wegzuworfen („Satanský dar“ [Satanisches Geschenk]), an dessen Stelle sich die Brüderlichkeit tief einzuprägen („Bratrství“ [Brüderlichkeit]), unter rothweißer Fahne gemeinsam gegen die Feinde zu ziehen („Pod starým praporem“ [Unter alter Fahne]), woran nicht bloß Böhmen und Mähren („Moravě“ [In Mähren]), sondern auch die Slovaken („Tatram“ [In die Tatra]) theilnehmen sollen. Während unser Dichter eines Wintertages im Schlitten fährt, träumt er, daß er sich in den Eispalast einer schönen Fürstin verirrt habe, welche zwar — es ist das personifizierte Rußland — anfangs regungslos auf ihrem Throne sitzt, bald jedoch sich mächtig erhebt, um ihre Schwestern, die schwächeren Töchter Slavas, von den Fesseln zu befreien („Zimní fantazie“ [Winterphantasie]). Obzwar sich die Jugend manchmal überstürzt, soll sie doch bloß der eigenen Begeisterung folgen, weil ihr allein die Zukunft gehört („Mládeži“ [An die Jugend]). Würden auch diese

¹⁾ Übersetzt von E. Albert („N. P. a. B.“, II.).

²⁾ Übersetzt von E. Albert („N. P. a. B.“, II.).

Lieder ihr Ziel verfehlen, so ist unser Autor schon hinreichend belohnt, wenn seinem Volke der nahe Morgen in voller Pracht anbrechen wird („Dozvuk“ [Nachklang]).

Eine zweite Sammlung, „Nové písně“ (Neue Lieder, 1888), umfaßt zweiunddreißig Dichtungen.

Diese schlichten Lieder bestimmt unser Poet als einen armen Schmuck für das ihm stets theuere Banner („Vstup“ [Prolog]), indem er sich selbst für keinen echten Dichter hält („Vyznání“ [Bekennniß]), da vaterländisches Gefühl ihn seit jeher zum Singen nöthigt („První struna“ [Erste Saite]). Trotz des vorgeschrittenen Standpunktes der Gegenwart wünscht unser Dichter („Mrtvým vlastencům“ [An todte Patrioten]; „K.“ 1888), seine Genossen möchten die Begeisterung alter Patrioten besitzen, wobei er zugleich gegen falschen Historismus sich wendet („Zpět a vpřed“ [Vor- und rückwärts]). Der Vernichter böhmischer Bücher, Koniáš, leidet, weil er den Geist seiner Nation hatte todtschlagen wollen, einmal im Traume bittere Martern („Sen Koniášův“ [Der Traum Koniáš'], 1885). Unser Dichter fordert sein Volk zu großen Thaten auf („Ukolébavka“ [Wiegenlied]), indem er sich zugleich über die Energielosigkeit unserer Zeit („Péro sokoli“ [Falkenfeder], 1886) im Vergleiche mit der ruhmvollen Vergangenheit („Na Sioně“ [Auf dem Zion], 1883) beschwert, wenn er auch nochmals vor mißverstandenen Historismus warnt („V záři minulosti“ [Im Glanze der Vergangenheit]). Das Leben der ganzen Menschengesellschaft erklärt er für ein Schattenspiel („Stín“ [Schatten], 1888) und rath als entschiedener Feind jeder Schablonenhaftigkeit („Šablony“ [Schablonen]) und moderner Nüchternheit überhaupt („Švanda Dudák“ [Dudelsackpfeifer Švanda]; „K.“ 1888) seinem Volke, energisch das eigene Originalgepräge unter anderen Nationen zu bewahren („Čínská zed“ [Chinesenmauer]). Nach Verurtheilung der böhmischen Zwietracht („Divní svatí“ [Wunderliche Heilige]) mahnt er zu verständiger Eintracht („Svornost“ [Eintracht]), welche die Freiheit nicht unterdrücken würde („Podobenství“ [Gleichniß]), da sich der Dichter für seine Person im Kampfe für Aufklärung, Nation und Slaventhum auf die Seite der radicalsten Partei stellt („Na nejkrajnějším křídle“ [Auf dem äußersten Flügel]). Er verwirft thatenlose Prediger („Věčným karatelům“ [An ewige Tadler]), zur stolzen Vertheidigung der českischen Sprache auffordernd („Naše řeč“ [Unsere Sprache]), wobei er sich über das verdeutschte Mittelgebirge beklagt („Vyhlídka do hor“ [Bergausicht], 1880).

Den Dichter schreckt bis jetzt ein wildes Gelächter, in welches Gero, ein sächsischer Markgraf, ausbrach, als der Slavenfürst Tugomír ihm versprochen, gegen die eigenen Stammesgenossen mitzukämpfen („Geronův smích“ [Geron's Lachen];¹⁾ „K.“ 1888). Der Verfasser glaubt an eine große Zukunft Slavias, obwohl ihm tausend Dinge sagen, er sei im Irrthum befangen („Věrim“ [Ich glaube]). In der Sehnsucht nach wahrer Freiheit („Svoboda“ [Freiheit]) hört er unter der Erde ein Gewitter dröhnen („Podzemní hlas“ [Unterirdische Stimme]), worauf er sich vor dem Arbeiter verbeugt, indem er ihm eine große Zukunft prophezeit („Hrdina budoucnosti“ [Zukunftsheld])²⁾ unter abermaliger Verwerfung der jetzigen Nüchternheit („Tyran Rozum“ [Thrann Verstand]). Einst vom Schmause heimkehrend, verirrt sich der Verfasser auf den Friedhof, um dort auf dem Grabe eines Mädchens, eines Jugendfreundes, eines Greises erfolglos nach der Enträthselung von Weltproblemen zu fragen („V temné chvíli“ [In finstern Augenblicke], 1885). In dem ganz Europa verschlingenden Gewitter sieht unser Dichter Rettung bloß im Festhalten an der Wahrheit („Vlny“ [Wellen]; „K.“ 1888), indem er trotz mancher Enttäuschung reine Lebenslust in sich fühlt („Povzbuzení“ [Aufmunterung]) und sogar dankbar für den Trug seiner Illusionen ist („Ledové květy“ [Eisblumen]; „K.“ 1888), wobei er mit all diesen Versen bloß seine Meinung sagen will („Doslov“ [Epilog]).

„Václav Živsa“ (Václav Živsa; „K.“ 1889 bis 1891), ein Epos, ist nach „Dagmar“ das umfangreichste Werk Svatopluk Čech's.

Prolog. Der Autor verirrt sich im vorgeschrittenen Alter nach Viteň, wo er jedoch, seiner Kindheit gedenkend, von so tiefem Gram übermannt wird, daß er bald wieder von hier wegsieht.

I. Der wegen Überdrußes am Stadtleben im Frühling heimgekommene Dr. Jur. Václav Živsa besucht mit seinem Vater, einem Gutbesitzer, den ihnen befreundeten Belemíner Pfarrer; in Gesellschaft Lidka's, der Nichte jenes Pfarrers, wird Václav bald hierauf mit einem Jüngling namens Bohdan Výchůň bekannt; nach dem Abendmahl verlassen Vater und Sohn, vom Pfarrer auf dem halben Wege begleitet, das Dorf Belemín, um sich auf ihr Gut Čentov zu begeben.

II. Als am anderen Tage sich Václav morgens unwillkürlich wieder nach Belemín verirrt, findet er beim Fischfang den jungen Výchůň, welcher ihm seine Liebe zu Lidka mittheilt.

¹⁾ Uebersetzt von G. Albert („N. P. a. B.“, II.).

²⁾ Uebersetzt von Marie Kwahßer (Albert, „N. P. a. B.“, II.).

III. Auf der nahen Hürka, beim Forstmann Žižka, wo sich zur Wallfahrt eine Menge von Bekannten zusammengefunden hat, lernt Václav die Pfarrersnichte näher kennen; unter anderem erzählt dort Václavs Vater sehr ausführlich eine Begebenheit aus seinem früheren Verwalterleben; spät in der Nacht, weil sie der Regen zurückgehalten hatte, fahren die Gäste heim.

IV. Als Václav wieder nach Čenkov kommt, erräth seine Mutter, er habe zur Pfarrersnichte eine Neigung gefaßt.

V. Nach einiger Zeit gesteht Václav in Belemín der Pfarrersnichte seine Liebe und wird dabei plötzlich gestört durch das Erscheinen Bohdansk, welcher ihm auf dem Heimweg den Entschluß kundgibt, wegen verschmähter Liebe den Tod zu suchen.

VI. Am Geburtstag seines Vaters erfährt Václav, Bohdan sei in den Krieg der Slaven gegen die Türkei auf der Balkanhalbinsel geflohen, worauf er sich sogleich aufmacht und zuerst nach Prag fährt, um ihn zu suchen.

VII. Nachdem er in Prag umsonst nach Výchon geforscht, hält sich Václav, von Unzufriedenheit gemartert, längere Zeit dort zwecklos auf, bis er endlich beschließt, sich zuhause dem Ackerbau zu widmen. Václav überzeugt sich bei seiner Heimkehr von der heißen Liebe Lidkas, während er zugleich erfährt, daß Bohdansk Flucht bereits ein günstiges Ende genommen habe.

Im Gedichte „Čechám“ (An Böhmen; A. d. R. S. B. 1890) spricht unser Dichter die Liebe zum Vaterland aus, eine große Zukunft ihm prophezeiend, obgleich er für dessen Mängel keineswegs blind ist.

Auf die bis jetzt erhaltene Burg Kost hinweisend, fordert Svatopluk Čech in der Dichtung „Kost“ (= Knochen; A. d. R. S. B. 1890) sein Volk auf, mit ähnlicher Tapferkeit wie die Burg den Einflüssen der Zeit dem fremden Meere Widerstand zu leisten.

Im Gedichte „Na Valdštýně“ (Auf dem Valdštýn; A. d. R. S. B. 1890) verräth unser Verfasser, indem er uns ein wenig mit der eigenen Ästhetik befannt macht, seine grenzenlose Bewunderung für M á č a.

„Snih“ (Schnee; „K.“ 1894), das nächste Werk, ist wieder weit umfangreicher.

I. Der Dichter folgt im Zimmer, obwohl er sich anfangs dagegen wehrt, der Phantasie. II. Seinen Vater, einen Herrschaftsverwalter, besucht zu Weihnachten Stanislav mit seinem Freunde Hanuš Volný. III. Der Dichter bittet den Schnee, welchen er zur Erde fallen sieht,

ihn in die Vergangenheit zu versetzen. IV. Stanislav und Hanuš werden nach der Reise vorläufig mit Thee bewirtet, wobei der Verwalter und Hanuš in Streit gerathen, da der alte Herr dem jungen Nihilisten gegenüber die alte Weltordnung warm vertheidigt. V. Der Dichter erzählt sich ein Märchen, welches ihn so bekannt dünkt, daß er dasselbe vom Vater schon gehört zu haben glaubt. VI. (Märchen.) Christus wird mit seinen Aposteln, als er anderswo vergeblich angeklopft hatte, freundlich aufgenommen bei einem Dorfweber, welchen er dadurch belohnt, daß er den Fabrikanten zur freiwilligen Verdopplung des Weberlohnes bewegt. VII. Beim Abendmahl erzählt unter anderem der Verwalter ein lustiges Begebnis aus seinem Leben, worauf Hanuš von der Schwester Stanislavs, Blasta, zu hören bekommt, ein gewisser Racek sei wegen Waldsrevel zu Gefängnis verurtheilt worden. VIII. Der Dichter fragt jenen Engel, welcher den Menschen wunderschöne Träume spendet, ob er ihn noch einmal vor dem Tode besuchen werde. IX. Am anderen Morgen veranstalten die jungen Leute ein Schlittschuhlaufen auf dem Flusse und gerathen in einen kürzeren Streit. X. Der Dichter dankt jener Gegend, wo er seine Jugend zugebracht hat, für all das dort erlebte Glück und Unglück. XI. Die jungen Leute haben nachmittags eine Schlittensfahrt unternommen, wobei Blasta den Gast Bolný bewegt, mit ihr insgeheim die verlassene Familie Raceks reichlich zu beschenken. XII. Am Christabend erschreckt plötzlich wildes Gelächter die beim Verwalter um den Tisch Versammelten, worauf der gerade jetzt aus dem Gefängnis entlassene Racek erscheint mit der Mittheilung, er habe sich am Verwalter für seine Verurtheilung rächen wollen, aber die Nachricht von Blastas Wohlthätigkeit habe ihn davon abgehalten. XIII. Der Engelschor verkündigt in der Christnacht, es sei nicht mehr fern die Zeit, wo die Menschheit alle Gesetze bloß durch Liebe erzeigen werde.

Die letzte Gedichtsammlung, „Pisně otroka“ (Sclavenlieder, 1894), enthält dreiundzwanzig Nummern.

Den Sclaven, seinen Genossen, singt ein alter Mann beim Ausruhen unter Palmen zeitgemäße Lieder (I):¹⁾ „Meine Lieder sind voll Grimm (II), da wir von Geburt an hoffnungslos gefesselt sind (III), obwohl einst eine freie, stolze, berühmte Nation (IV). Jetzt sind wir nur der Spielball eines Wütherichs (V) mit fremder Sprache

¹⁾ Uebersetzt von Ottokar Winický (Albert, „N. P. a. B.“, II.).

(VI), welcher kein Herz besitzt (VII),¹⁾ so daß die Sclavinnen ihren Kindern nur den Tod wünschen können (VIII). Wenn unseren Herrn ein Nachbar beleidigt (IX), müssen wir unser Blut im Kriege vergießen, und unsere Mädchen fallen der sinnlichen Gier des Herrn zum Opfer (X). Voll Sehnsucht nach der Arbeit eines freien Mannes (XI), halte ich für den größten Fluch der Sklaverei slavischen Geist (XII) und Verkäuflichkeit (XIII), da mich sogar aus dem seligen Reiche der Visionen das Gerassel meiner Ketten vertreibt (XIV). Vor Jahren bin ich zufällig in einen Urwald gekommen, um dort mit einer entflohenen Sclavin, Zajma, längere Zeit ein glückliches Leben voll Liebe zu führen, bis man mich nach Ermordung meiner Genossin wieder zum Sclaven gemacht hat (XV). Ich bitte, voll Verlangen nach der Freiheit (XVI), gewöhnlich den Sturm, alles Eigenthum unseres Herrn zu vernichten (XVII), in dessen Dienst unser Clerus sogar die Religion geschleppt hat (XVIII). Die Rache zahlloser Sclaven schreckt zuweilen den Herrn (XIX), aber ich habe wieder Hoffnung geschöpft, da ich den Heldentrog gesehen, mit welchem ein Jüngling dem Büttel Widerstand geleistet (XX), wenn er auch dadurch sein Leben verlor (XXI). Vor allem müssen sie einträchtig nach der Freiheit ringen (XXII), um dann erst für ihre Bildung zu sorgen, so daß meine jüngeren Genossen gewiß die Befreiung der Menschheit erleben werden (XXIII).“²⁾



Svatopluk Čech's Prosa.

Es ist begreiflich, daß unser Autor bei der Abfassung seiner Erzählungen in Prosa von Anfang an eine nicht geringe Rücksicht auf das Landleben nahm, weil er bekanntlich in der Jugend viel außerhalb der Großstadt verweilt hatte.

Schon bei seinem ersten Prosawerke, der Humoreske „Liškovický pán“ (Herr von Liškovice; „Světozor“ 1871; Erzählungen, Arabesken und Humoresken I.), müssen wir länger verweilen.

I. Ein verschuldeter Landgutsbesitzer in Liškovice, namens Kopriva, sieht einen zerbrochenen Wagen auf der Straße liegen.
 II. Er lädt die Gesellschaft, welche sich in der Kutsche befindet, in sein Haus, worauf er vor den muthmaßlich vornehmen Gästen seine reiche Braut Maruška verleugnet, da er sich ihrer Bauernherkunft schämt.

¹⁾ Übersetzt von Ottokar Winický (Albert, „N. B. a. B.“, II.).

²⁾ Übersetzt von Ottokar Winický (Albert, „N. B. a. B.“, II.).

III. Der ebenfalls auf Besuch gekommene Vater Maruška's erfährt zufällig davon, so daß er sogleich jeden Verkehr mit unserem Landgutsbesitzer abbricht, welcher sich noch obendrein bald darnach von dem niederen Stande seiner Gäste überzeugt.

In der kürzeren Erzählung „Souboj“ (Zweikampf;¹⁾ „Lumír“ 1873; *Č., N. u. S. I.*) erfahren wir, wie sich der Autor durch einen Cigarrenzweikampf mit Artúr, dem Neffen eines Barons, bei welchem der Verfasser als Erzieher weilte, die junge Baronesse Banda zur Gemahlin erwirbt. Die Klosterlegende „Nikotina“ (Nikotina;²⁾ „L.“ 1873; *Č., N. u. S. I.*) schildert uns den Traum eines Bettelmönches, Frater's Laktanc', welchem eines Tages, als er sich auf dem Lande nach Frauenliebe sehnt, Nikotina, die hübsche Tochter des Tabakkönigs, aus der Dose herauspringt, ihn zum Gemahl nimmt und mit großem Reichthum umgibt, bald jedoch so quält, daß der arme Laktanc, da endlich Nikotina wieder in seine Schnupstabaßdose hineinspringt, herzlich froh ist und sich seit jener Zeit nicht mehr über den Eölibat beschwert. Aus der Novелlette „Vesnický svatý“ (Ein Dortheiliger;³⁾ „L.“ 1873; *Č., N. u. S. I.*) lernen wir den alten Flickschuster Fabián kennen, welcher als Begründer eines frommen Vereines erfolglos den religiösen Deckmantel benützt, um ein unschuldiges Dorfmadchen, Liduška, zu verführen.

Das nächste Prosawerk Svatopluk Čech's, „Oblaka“ (Wolken; „L.“ 1873; *Č., N. u. S. II.*), ist wieder von größerem Umfang.

Der Dorflehrer in Kalinov, namens Hrdina, wendet sich um Unterstützung seiner vielen Kinder an den Baron Pětípolský. Nachdem die Tochter Hrdina's, Julie, ihr großes Musiktalent im Schlossparke glänzend bewiesen hat, verspricht der alte Baron, sie mit ihrem Bruder Václav in die Großstadt mitzunehmen. Dort verliebt sich leidenschaftlich in die schöne Lehrerstochter der Sohn Pětípolský's, Vladimír, welcher sich bald auch das Mädchen so geneigt macht, daß er dasselbe heimlich nach der Schweiz entführen kann. Mit Gram erfährt es der Vater Juliens. Vom bösen Gewissen getrieben, weil das Mädchen in der Schweiz stirbt, kommt Vladimír nach dem Tode seines Vaters zurück. Zuhause sammelt nun der Sohn Pěti-

¹⁾ Uebersetzt von Fr. Bauer in der „Slavischen Rundschau“, daneben auch in der Zeitschrift „Von Pol zu Pol“ 1894.

²⁾ Uebersetzt von K. Müller in der „Allg. Criminalztg.“ 1883.

³⁾ Uebersetzt im „Parlamentär“ 1884, von K. Müller in „Von Pol zu Pol“ 1884, von J. S. in der „Arbeiter-Zeitung“ 1897.

polstýs mittelst Speculationen aller Art ein riesiges Vermögen an, um es dem Vater Juliens zu vermachen, und endet sodann durch Selbstmord, aber der Lehrer weist das Vermächtnis zurück, indem er es an die Familie des Barons Pětipolstý abtritt. Hrdina lebt fortan bis zum Tode mit seinem Sohn Václav in Armut.

In der Kleinigkeit „Silenec“ (Ein Wahnsinniger; „L.“ 1873; unter dem Titel „Nový doktor“ [Neuer Doctor] in *G., N. u. S. II.*) wird uns ein Mißverständnis geschildert, welches dadurch entsteht, daß an Stelle Pravoslav Záhlas, eines neuen Jurisdoctors, der ebenfalls neue Medicinädoctor Stanislav Horlivý zum Landgutsbesitzer Drtina berufen wird. Die Winterfilhouette „Dobrý skutek“ (Ein gutes Werk; „L.“ 1873; *G., N. u. S. II.*) erzählt, wie der Autor einen Armen, von seinem Elend gerührt, zu sich in den Schlitten einlädt, um von ihm für alle Gunstbezeugungen endlich noch bestohlen zu werden. Aus der Schloßarabeske „Foltýnův huben“ (Foltýns Trommel;¹⁾ „L.“ 1874; *G., N. u. S. II.*) erfährt man vom Schloßsportier Foltýn, welcher durch starkes Trommelrühren seine hübsche Tochter Marjánka rettet, als sie gerade der Baron verführen will.

Dem nächsten Producte, der Erzählung „Mezi knihami a lidmi“ (Unter Büchern und Menschen;²⁾ „L.“ 1874; *G., N. u. S. III.*), müssen wir hingegen mehr Worte widmen.

I. Václav Volný kommt in das Orlicer Schloß, um die Bibliothek in Ordnung zu bringen, welche der verstorbene Graf Julian hinterlassen hat. II. Nachdem Václav am Tage nach seiner Ankunft ein schönes Mädchen im Schloßparke gesehen, findet er durch Zufall in der ihm anvertrauten Bibliothek Graf Juliens Tagebuch, in welchem derselbe sein Zusammentreffen in der Schweiz mit einem finsternen Landsmann namens Karel Smělý schildert. III. Nach dem Mittagessen findet Volný das hübsche Mädchen wieder im Schloßparke, wobei er von ihr erfährt, sie sei Tréna, die Nichte Fabub Foltýns, des Schloßsportiers. IV. Abends liest Václav weiter in dem Tagebuche des Grafen Julian, wie die schöne Gemahlin Karel Smělýs, Julie, den Grafen, nachdem sich derselbe leidenschaftlich in sie verliebt hatte, bald auch liebgewann, wie der Gemahl, um ihr Glück nicht

¹⁾ Uebersetzt in der „Politik“ von Jaroslava Ůizkova 1881, von K. Müller in „Auf der Höhe“ 1883.

²⁾ Uebersetzt von Fr. Bauer in der „Universalbibliothek“ (Nr. 1648) 1882

zu stören, beide verließ, wie jedoch die Neigung Julians bald erlosch, so daß Julie dem Grafen ihre Tochter Zréna zurückließ und vor Gram starb. V. Václav verliebt sich allmählich in die Nichte Foltýns, worauf er sich überzeugt, sie sei eigentlich Graf Julians Tochter; endlich gesteht er dem Mädchen seine Liebe; gleich darnach entdeckt Václav in der Bibliothek ein Document, welches der Tochter des Grafen Julian, Zréna, ein großes Vermögen vermacht, aber diese verzichtet darauf, indem sie zugleich ihrem Freunde mittheilt, sie könne leider nicht seine Gemahlin werden, da sie sich der Schauspielkunst widmen wolle. Zréna wird die erste Schauspielerin an einem Großstadttheater.

Die Humoreske „Malířský nápad“ (Malereinfall;¹⁾ „L.“ 1875; E., N. u. S. III.) verräth, wie sich ein Maler dadurch Geld erwirbt, daß er im Dorfe Bršlenov ein halbverfallenes Schulgebäude für die Kunstausstellung malen will.

Weit länger als dieses Werkchen ist wieder „Poslední jaro“ (Bestter Frühling; „L.“ 1877; E., N. u. S. III.).

I. Der franke Dichter Pavel, welcher in der Großstadt als Journalist gelebt hat, kommt zur Erholung in ein Landstädtchen. II. Am anderen Tage hört Pavel von einem finsternen Fährmann, welcher Noth leidet, da er mit Kindern gesegnet ist. III. Nach ein paar Tagen besucht Pavel den Decan und lernt Gilka, seine hübsche Nichte, kennen. IV. Pavel spricht eines Morgens den Fährmann Peter Svoboda, worauf er am Ausflug einer größeren Gesellschaft theilnimmt, um bei dieser Gelegenheit mit Gilka näher bekannt zu werden. V. Nachdem Pavel am anderen Tage dem Fährmann auf dessen Wunsch ein paar Ducaten heimlich gewechselt hat, wird er so krank, daß er zu Bette gehen muß. VI. Pavel erfährt auf seinem Krankenlager von Gilka, daß ein Ducatendiebstahl stattgefunden habe, wobei der Fährmann in Verdacht gekommen sei. VII. Gilka, welche sich in den Dichter verliebt hat, besucht ihn regelmäßig, um seine finsternen Gedanken zu verschrecken, indem sie auf die Bitte Pavels zugleich für die Familie des in Haft genommenen Fährmannes sorgt. VIII. Eines Tages verläßt der Dichter sein Lager, um die von einer Überschwemmung bedrohten Kinder Svobodas zu retten, bei welcher Gelegenheit alle den Tod im angeschwollenen Flusse finden. Eine Zeitlang schmückt Gilka Pavels Grab tagtäglich mit einem frischen Kranze.

¹⁾ Übersezt von St. Müller in der „Pilsner Reform“ 1882, in der „Politik“ und in der „Österr. Rundschau“ 1883.

Zu den längeren Prosadichtungen Svatopluk Čech's gehört ebenso die nächste, „První starosti“ (Erste Sorgen; „L.“ 1878; E., N. u. S. IV), ein Idyll.

Die junge Tochter des Gutsbesizers Belimský, Jarmila, will ihren Vater, einen Witwer, mit ihrer Erzieherin Bořičá verheiraten, da sein einsames Leben sie betrübt, erreicht auch mit Hilfe des Malers Vešan, eines eben zu Besuch gekommenen Freundes Belimský's, ihr Ziel, verliebt sich dabei jedoch selbst hoffnungslos in ihren weit älteren Bundesgenossen.

In der kürzeren Arbeit „Hodina s milionářem“ (Stunde mit einem Millionär; „Květy“ 1880; Ein paar kurze Erzählungen) begegnet Kouček, der Autor, im Stellwagen einem Millionär, welcher zum Erstaunen Kouček's all sein Vermögen zugunsten der schönen Literatur benützen will, bis Kouček vom Irrsinn seines Reisegefährten hört und sich nicht mehr darüber wundert. Eine Skizze, „Filemon a Baucis“; „K.“ 1880; E., N. u. S. IV.), verräth uns, wie der Verfasser, Cand. Jur. Bazant, in die hübsche Tochter eines Domänenverwalters sich verliebt, das Mädchen, Jaroslava, nach einiger Zeit auch zur Gemahlin erhält, als Witwer jedoch erfährt, die Schwester Jaroslavas, Olga, habe schon vor seiner Hochzeit ihn innigst, aber insgeheim geliebt. „Losos mého pradědečka“ (Der Lachs meines Urgroßvaters; Feuilleton der „Národní Listy“ 1880; Humoresken, Satiren und kleine Skizzen) erzählt vom ersten Domänenschreiber, dem Urgroßvater unseres Autors, welcher den Herrschaftsdirector, um dessen Tochter Antonie zur Frau zu bekommen, mittelst eines Lachses in den April geschickt hat. „Jak se čítají verše“ (Wie man Verse liest; F. d. „N. L.“ 1880; E., N. u. S. IV.) führt uns ein Landmädchen, die Pfarrersnichte Růžena, vor, welche in einer ihr von einem älteren Professor, Dstrý, geliehenen Gedichtsammlung einen unterstrichenen Vers für Professor Dstrý's Liebesgeständnis hält, um hierauf zu hören, der Professor habe den Vers deshalb unterstrichen, weil sich darin ein correctes Supinum befindet. Aus der Skizze „Strýc“ (Der Onkel; F. d. „N. L.“ 1880; Ein paar kurze Erzählungen und verschiedene Skizzen) lernt man den alten Junggesellen Čiz kennen, welcher einmal die Verhältnisse seines bedrängten „Neffen“ Boleslav Čiz persönlich untersucht, um nicht von ihm betrogen zu werden, dabei jedoch weit mehr Geld ausgibt, als er sonst zu thun pflegt. Die Kleinigkeit „Endymion“ („K.“ 1881; E. p. f. E.) schildert uns einen Erzieher, welcher, in die Baroness Viola leidenschaftlich verliebt, auch ihre Neigung gewonnen zu haben glaubt, aber plötzlich enttäuscht wird.

In der Erzählung „Hovor listi“ (Gespräch des Laubes; „K.“ 1881; G., N. u. S. IV.), welche nun folgt, erzählt ein Präceptor beim Ausfluge einer größeren Gesellschaft, wie sein Freund Stanislav vom Gespräche des Laubes beinahe wahnsinnig geworden wäre, nach welcher Erzählung den Präceptor eine fremde Comtesse freundlich anspricht. Zwischen dem Erzieher und jenem Edelfräulein entspinnt sich ein heimliches Liebesverhältnis, das jedoch zu erkalten anfängt, als die Comtesse nach längerer Zeit lau wird. Der Präceptor wird endlich vom Edelfräulein verlassen.

Im Landbildchen „Trampoty kritikovy“ (Die Plagen eines Kritikers;¹⁾ J. d. „N. L.“ 1881; G., N. u. S. IV.) wird Břetislav Luňáček, der neu engagierte Kritiker eines kleinen Provinzialblattes, welcher für seine Wochenschrift „Zvon“ (Glocke) stolz ein originelles, strenges, bahnbrechendes Urtheil über zwei Gedichtsammlungen schreiben will, gezwungen, eine fremde Kritik über die Bücher aus einer anderen Zeitschrift auszuschneiden. „Stehlikův duch“ (Stehliks Geist; J. d. „N. L.“ 1881; H., S. u. kl. St.), ein „Beitrag zur spiritistischen Frage“, schildert uns den ziemlich reichen Privatmann einer Landstadt, Stehlik, welcher, als er nach seinem Tode wegen allzu materieller Lebensführung in einen Frosch verwandelt wurde, den Verfasser besucht, um durch ihn seine ehemaligen Genossen beizeiten vor ähnlichem Schicksal zu warnen. „Dušičky v lese“ (Allerseelen im Walde;²⁾ J. d. „N. L.“ 1881; H., S. u. kl. St.), eine kurze Skizze, macht uns mit einer armen Greisin bekannt, welche am Allerseelentage den schönsten von ihren selbstgemachten Kränzen auf das Grab dreier Soldaten legt, indem sie sich ihres in Bosnien gefallenen Sohnes erinnert. „Napoleon“ („K.“ 1883; G. p. f. G.) erzählt uns, wie der Freund unseres Autors, Advocat Borivoj Beneš, die Tochter Dr. Pravoslav Kalinas, Jarmila, doch endlich zur Gemahlin bekommt, obzwar es bereits unmöglich schien. „Výlet do mladosti“ (Ein Ausfluge in die Jugend; G. p. f. G.) führt uns den älteren Professor Starý vor, welcher beim Besuche seiner Heimatsegegend eine junge Dorflehrerstochter namens Julie liebgewinnt, aber bald ernüchtert wird. In der Erzählung „Rusalka“ (Nixe; „K.“ 1885; Verschiedene Skizzen, scherzhaft und ernst) verliebt sich ein älterer Mann, der einst berühmte Mutina, welcher sich zur Erholung aufs Land begibt, in die hübsche Tochter

¹⁾ Uebersetzt von Fr. Bauer in „Bon Pol zu Pol“ 1884.

²⁾ Uebersetzt von Edmund Grün in der „Politik“ 1892; eine andere Uebersetzung erschien in der „Arbeiter-Zeitung“ 1896.

eines Müllers, Cilka, als er dieselbe zum erstenmal im Wasserspiegel erblickt, geht jedoch bald, da er die Hoffnungslosigkeit seiner Neigung einsieht, zu stiller Arbeit in die Hauptstadt zurück.

Die Arabeske „Růže“ (Rose; „K.“ 1886; H., S. u. fl. Sk.) ist wieder ein größeres Prosawerk.

Jvan Hrdina wird in das Schloß seines franken Onkels, Jan Živnýs, berufen, wo er seiner Cousine Růže begegnet, um in ihr so gleich eine Feindin zu erblicken. Am anderen Tage bringt Jvan seinem Onkel auf dessen Wunsch die letzte Rose des Schlossparkes; als ihn Růže jedoch unterwegs um die Rose bittet, gibt Jvan ihr dieselbe, von Růžes Reizen hingerissen; entnüchtert, glaubt Jvan, daß Růže bei Živný die Blume zu seinem Nachtheil benützen wolle; bald aber verliebt sich Jvan leidenschaftlich in Růže, nachdem er sich überzeugt hat, daß er der Cousine durch seinen Verdacht unrecht gethan habe; der durch die Rose geheilte Živný stimmt mit ihrer Liebe vollkommen überein.

Die Humoreske „Biskup“ (Bischof, Sonntagsbeilage d. „N. L.“ 1886; H., S. u. fl. Sk.) schildert uns ein großes Mißverständnis, welches der abwesende Herrschaftsverwalter eines Domcapitels, Keštránek, auf seiner Domäne Brozan durch das in seinem Schreiben enthaltene Wort „Bischof“ verursacht, indem dasselbe dort wörtlich genommen wird (kirchlicher Würdenträger), wogegen Keštránek damit sein Leibgericht meinte, den gebratenen Gänsesteiß (čechisch beides „biskup“). In der Skizze „Hoří!“ (Es brennt; Sonntagsbeilage der „N. L.“ 1886; B. Sk., ich. u. e.) steckt ein Feuerwehrmann, der Zankovicer Schneider Baňous, ein halbverfallenes Häuschen in Brand, um sich beim Löschen der Feuersbrunst durch Tapferkeit auszuzeichnen, wobei er jedoch einen Baron, den Protector des Zankovicer Feuerwehrvereines, gegen seinen Willen compromittiert. „Ještě jeden divadelní vlak“ (Noch ein Theaterzug; Sonntagsbeilage der „N. L.“ 1886; B. Sk., ich. u. e.), eine Phantasie, beschreibt uns den Traum unseres Autors, worin derselbe sich an einem Zuge der Todten nach Prag theiligt, um ebenfalls einer Todtenvorstellung im neuen Nationaltheater beizuwohnen. In der Arabeske „Chvála stáří“ (Lob des Alters; Sonntagsbeilage der „N. L.“ 1886; H., S. u. fl. Sk.) dictiert ein auf dem Lande weilender, bereits alter Professor der jungen Tochter seines Wirtes, Cilka, seinen Artikel über Vortheile des Alters, welchen er jedoch nicht vollenden kann, da Cilkas Schönheit ihm diesen Stoff widerwärtig macht. „Mluvící kapr“ (Ein redender Karpfen; Sonntagsbeilage der „N. L.“

1886; H., S. u. kl. St.) behandelt den großen Erfolg, welchen in einer Landstadt Recitator Tomáš Zoufalý feiert, da er verspricht, nach Recitierung von Gedichten dem Publicum einen Karpfen, der reden könne, vorzuzeigen. Aus dem Herbstbildchen „Burňáci“ (Sturmvogel; Sonntagsbeilage der „N. L.“ 1886; W. St., sch. u. e.) erfährt man von dem moralischen Verfall der Mitglieder eines Studentenvereines, welcher sich vor dreißig Jahren in einer Landstadt vornahm, die ganze Welt umzumwälzen. „Osudný novoroční dar“ (Verhängnisvolles Neujahrsgeſchenk, 1886; H., S. u. kl. St.) erzählt von der Ent-rüstung, in welche Hausbesitzer František Vulka geräth, als er einmal einen größeren Geldbetrag für Bücher auszugeben gezwungen ist. Im Werkchen „Dva dopisy“ (Zwei Briefe, 1886; H., S. u. kl. St.) wendet sich ein Dorflehrer aus Podbořan, da er die von seinem Čeráenover Collegien versprochenen Fische nicht bekommen kann, an denselben mit einem Briefe, worin jeder Satz auf das Geschenk mehrmals anspielt, so daß er zuletzt die Fische bekommt, zugleich aber ein ähnliches Schreiben, in welchem er an das von ihm versprochene Wild erinnert wird. „Illusionista“ (Der Illusionist, 1887; W. St., sch. u. e.) verräth, unser Verfasser sei auf einem Ausflug der Beamtenſfrau Mila begegnet, welche, von der Beredsamkeit Oskar Fantazoš, eines älteren Wanderillusionisten, verleitet, sich mit diesem, ohne ihn zu lieben, in der Welt herumtreibt, auf die Aufforderung des Autors zum verlassenen Gemahl wiederkehren will, jedoch im Entscheidungsaugenblicke sich durch den Gaukler zum weiteren Aufenthalte bei ihm überreden läßt. In der Skizze „Noc na Supově“ (Die Nacht auf dem Supov; „K.“ 1888; G. G. u. v. St.) liest man ein kleines Abenteuer, welches dem Autor zuſtößt, als er auf dem Schlosse Supov eine Nacht im Schlafzimmer des Controlors Žďárský, eines Jugendfreundes, verbringt. Das letzte Proſawerk aus dem Landleben, „Hůl Petra Kašpara Světeckého“ (Der Stock Petr Kašpar Světeckýs; G. G. u. v. St.), führt uns einen älteren Patricier einer Landstadt, Václav Světecký, vor, welcher sich mancher Unannehmlichkeit erfolglos ausſetzt, um von dem Gutsbesitzer Simon Brchota, einem Sonderling, den Stock seines berühmten Ahnen, Petr Kašpar Světeckýs, zu bekommen, hierauf im Laufe der Zeit Lidunka, die junge Tochter Brchotas, liebgewinnt, bei der Werbung um dieselbe aber aus Mißverständnis den alten Stock vom Vater Lidunkas als Geſchenk erhält.

Ebenſowenig wird man sich aber wundern, daß der Verfasser von jeher die Motive zu seinen Proſadichtungen außer aus dem Landleben

aus der Großstadt holt, in der er ja den größeren Theil seines Daseins verbrachte.

Schon der ersten Arbeit aus dem Großstadtleben, „Pan Bolehlav a svět“ (Herr Bolehlav und die Welt; „S.“ 1871; E., N. u. S. II.) müssen wir wegen ihrer Länge mehr Aufmerksamkeit widmen.

I. Ein älterer Junggeselle, Bolehlav, wohnt in einem und demselben Hause mit einer Major'sfrau. II. Als Bolehlav einmal nachts aus dem Wirtshaus „Zum blauen Weilchen“ heimgeht, welches sich in einem versteckten Gässchen befindet, hebt er von der Erde das Tagebuch Jan Burians auf. III. Bolehlav liest, bevor er einschläft, im Tagebuche des Studenten Burian. IV. Am anderen Tage hört Bolehlav, die hübsche Majorin unterhalte heimlich ein Liebesverhältnis mit Oskar v. Bucacs, einem hässlichen Officier. V. Bolehlav überzeugt sich davon, worauf er selbst mit ihr eine Bekanntschaft anzuknüpfen sucht. VI. Bolehlav verliebt sich in Abda, die junge Tochter des Wirtshausbesizers in jenem versteckten Gässchen, scheint jedoch in einem jungen Doctor seinen Nebenbuhler zu haben. VII. Als er einst nachts wieder heimkehrt, geräth Bolehlav an den Officier, wodurch er sich eine Herausforderung zum Zweikampf zuzieht. VIII. Nach Zurückstellung des Tagebuches hält Bolehlav um die Hand Abdas an, wobei er von ihrer bereits erfolgten Verlobung mit jenem jungen Doctor erfährt, und Bolehlav flieht sogleich ohne Zweikampf mit Bucacs verzweifelt aufs Land.

„Zastavená povaha“ (Der versezte Charakter;¹⁾ „S.“ 1871; E., N. u. S. I.), eine Satire, führt uns einen jungen Mann, Alfred, vor, welcher, nachdem er seinen Charakter dem Juden Aron für eine Menge Geld versezt hat, sich bald hinlänglich überzeugt, daß man ohne Charakter in der Welt am besten lebt. In einer anderen Satire, „Žoli“ (Zoli; „S.“ 1871; E., N. u. S. I.), liest man, wie der Hund Zoli, nachdem er dem alten Junggesellen Bašátko nach Constantinopel entflohen war, um dort unumschränkte Freiheit zu genießen, bald reuevoll zu seinem Herrn zurückkommt, da er mit den Nachtheilen der vollkommenen Freiheit bekannt geworden ist. „Odkaz“ (Das Vermächtnis; „L.“ 1873; E., N. u. S. I.), eine Humoreske, lehrt uns zwei alte Junggesellen kennen, welche, durch das Testament ihres Freundes Florian Čížek verleitet, sich erfolglos

¹⁾ Übersetzt von F. Bouer in der „Universalbibliothek“ (Nr. 1854), auch in „Auf der Höhe“ 1884.

um die Hand einer jungen Verwandten Čížek's, Mária Borovská's, bewerben, bis beide sich von der Ungiltigkeit jenes Testaments überzeugen. Aus der Humoreske „Předčítatel“ (Vorleser; „L.“ 1874; Č., N. u. S. II.) erfährt man, daß der Autor, welcher sich als Vorleser in die schöne Tochter eines Blinden, Stáza, verliebt hat, vom Blinden plötzlich entlassen wird, als ihn bereits auch Stáza zu lieben anfängt. Aus der Kleinigkeit „Duch markýzův“ (Der Geist eines Marquis;¹⁾ „L.“ 1874; Č., N. u. S. I.) ersieht man die Verlegenheit, in welche zwei Professoren einander bringen, als sie voll Prahlucht ein auf der Ferienreise durch Frankreich von ihnen erlebtes Abenteuer erzählen. „Signorina Gioventù“ („L.“ 1874; Č., N. u. S. I.)²⁾ ein Notturmo, hat zum Helden den kranken Schreiber, welcher auf einem Faschingsball über seine Jugend nachdenkt und dabei von so starkem Fieber ergriffen wird, daß er, hinweggetragen, in einem Krankenhause stirbt. In der Skizze „Ledová kněžna“ (Eisige Fürstin; „L.“ 1874; Č., N. u. S. I.) begegnen wir einer Fürstin, die man allgemein für herzlos hält, bis eines Tages ihr tiefes Gefühl zutage tritt. „Člověk, jenž vydal básně“ (Ein Mensch, der Gedichte herausgab; „L.“ 1875; Č., N. u. S. III.), eine Humoreske, schildert uns den Verfasser epochaler Gedichte, Světlý, welcher sich zu seinem Erstaunen überzeugt, niemand unter seinen Bekannten wisse, daß er überhaupt eine Gedichtsammlung herausgegeben hat.

Singegen schließt sich „Jestráb contra Hrdlička“ („L.“ 1876; Č., N. u. S. I.)³⁾ eine „Registraturerzählung“, den umfangreichsten Prosawerken Svatopluk Čech's an.

Der Vater von zwei Töchtern und zwei Söhnen, Hrdlička, welcher früher als Inspector auf dem Schlosse Supov angestellt war, leiht vom Wucherer Jestráb eine Summe Geldes aus, um mit seiner Familie leben zu können. Obwohl die jüngere Tochter Hrdlička's, Zula, durch Opferwilligkeit aller Art bemüht ist, dem Vater in seinen Sorgen für den Lebensunterhalt beizustehen, richtet sich derselbe doch allmählich zugrunde. Zum Theile geschieht dies durch seinen eigenen Leichtsinn, theils durch die Verschwendung seiner Gemahlin, theils durch die Puzucht seiner älteren Tochter Tréna, theils durch ein unpraktisches Leben seiner Söhne, von denen der ältere, Vladimír,

¹⁾ Uebersetzt von R. Müller in „Auf der Höhe“ 1884.

²⁾ Uebersetzt von R. Fischer in der „Politik“ 1882, desgleichen von Edmund Grün in der „Osterr.-Ungar. Revue“ (B. 20) 1896.

³⁾ Uebersetzt in der „Criminalistischen Novellenbibliothek“ (B. 4) 1886.

zwecklos in Constantinopel weilt, aber auch durch unverschuldetes Unglück, welches niemand voraussehen konnte. Vor allem wird die Krisis durch die Gewissenlosigkeit Jestrábs herbeigeführt, dem es obendrein beinahe gelungen wäre, Zulas Ehre zu rauben. Bevor es jedoch bei Hrdlička's zur Executionsversteigerung kommt, erschießt sich der Inspector aus Verzweiflung, worauf die Seinen ein zufriedenes Leben erwartet, da sich um die Hand Zulas der reiche Dr. Volný bewirbt, ein Freund des unterdessen in Constantinopel gestorbenen Vladimír.

In dem Werkchen „Poslední vánoční povídka“ (Letzte Weihnachtserzählung; ¹⁾ „L.“ 1877; G., N. u. S. II.) erzählt unserem Autor ein alter Junggeselle namens Brkoslav, daß er sich einmal in sein Christgeschenk, eine riesengroße Puppe, verliebte, weil er dieselbe, von Punsch berauscht, für ein reizendes Mädchen hielt. „Fiorella“ („L.“ 1878; B. St., sch. u. e.), ²⁾ ein „Circusgedanke“, führt uns die Seiltänzerin Fiorella vor, welche freiwillig ihrem Verehrer Vladimír einen Kuß gibt, nachdem derselbe, von der Seiltänzerin ein trauriges Begebnis aus dem Leben ihrer Mutter erfahrend, auf letzteren bereits verzichtet hat. In einem „Bildchen aus der Advocatenkanzlei“, „Jabloň“ (Apfelbaum; ³⁾ „L.“ 1878; G., N. u. S. III.), führt der Bauer Matěj Procházká wegen eines Apfelbaumes gegen seine Nachbarin einen Proceß, welcher damit schließt, daß Procházká, nachdem sich beide Nachbarn gehörig durchgeprügelt haben, seine Feindin Brhcábová zum Weibe nimmt.

Ein humoristischer Roman Svatopluk Čech's, „Kandidát nesmrtelnosti“ (Der Unsterblichkeitscandidat; „K.“ 1879; in Buchform 1884), ist aus dem Prager Leben geschöpft.

Ein junger Dichter, Vojtěch Koudela, flieht in der Nacht heimlich aus dem Kleinsitzer Hause Matěj Hořivít Koudela's, seines Oheims, um in der Welt Ruhm zu suchen (I.). Nach ein paar kleineren Abenteuern (II., III.) lernt er auf der Gasse mitternachts einen Verleger kennen, namens Filip Brzobohatý, welcher in einem Kaffeehause dem Jüngling ein vortheilhaftes Anerbieten macht (IV.). Nachdem Brzobohatý das Kaffeehaus verlassen hat, weilt Vojtěch noch eine Zeitlang im Kreise blutjunger Literaten, die sich in denselben Räumen versammelt haben (V.). Vojtěch übernachtet bei einem seiner Freunde (VI.).

¹⁾ Übersetzt von R. Fischer in der „Politik“ 1881.

²⁾ Übersetzt von Edmund Grün in der „Politik“ 1892.

³⁾ Übersetzt von F. Bauer in der „Universalbibliothek“ (Nr. 1564) 1884.

worauf er sich zu Brzobohatý begibt, um ein elendes Zimmerchen im Kellergeschloß von ihm zur Miete zu bekommen (VII.). Im Kaffeehaus, welches Vojtěch sodann besucht, hört er von einem unbekanntem Ingenieur ein längeres Liebesabenteuer aus Spanien (VIII.). Vojtěch übernachtet beim Verleger (IX.), welcher ihn am anderen Tage zum Ausstragen verschiedener Pakete benützt, so jedoch, daß er wieder mit jenen Literaten zusammentreffen kann (X.). Vojtěch begegnet im Kaffeehause einem Bekannten seines Oheims, dem „Professor“ Stoklasa, wobei ihnen jener Ingenieur wieder eine lange Seegeschichte mittheilt (XI.). Vojtěch wird vom Verleger allmählich immer mehr ausgebeutet, indem er außer anderer schmachvoller Beschäftigung Blutromane schreiben muß, ohne ein Honorar dafür zu erhalten (XII.), bis er, in Schulden gerathend (XIII.), endlich die Wohnung Brzobohatýs auf immer verläßt (XIV.). „Professor“ Stoklasa verspricht unserem Unsterblichkeitscandidaten, seine fremdartig gehaltene Gedichtsammlung auf eigene Kosten herauszugeben, und reicht ihm Geld zur Bezahlung seiner Schulden, wobei er den Jüngling zugleich auffordert, aufs Land mitzufahren (XV.). Dort lernt Vojtěch eine schöne, junge, reiche Müllers-tochter, Lidunka, kennen (XVI.), verliebt sich in dieselbe (XVII.), lebt, da auch das Mädchen ihm geneigt ist, glücklich und verzweifelt nicht einmal dann, als seine Gedichtsammlung von der Kritik allgemein verurtheilt wird (XVIII.). Der Oheim, welcher sich inzwischen mit Vojtěch versöhnt hat, feiert unter großer Betheiligung der Bekannten Vojtěchs auf dem Lande Vojtěchs und Lidunkas Verlobung (XIX.).

In der Skizze „Mr. Plumpudding v Praze“ (Mr. Plumpudding in Prag; F. d. „N. L.“ 1880; G., A. u. S. IV) sucht Jonathan Plumpudding, ein reicher Engländer, in Prag zwei Tage vergeblich einen Čechen. „Ubohý věřitel“ (Der arme Gläubiger; F. d. „N. L.“ 1880; S., S. u. kl. Sk.) schildert einen Gläubiger namens Klopota, welchem sein Schuldner Jučič das Leben verbittert hat. Aus der „Arabeske“ „Ledové květy“ (Eisblumen; „K.“ 1881; G. p. f. G.) erfährt man die Jugenderinnerung, welche sich eines älteren Mannes im Handelsgerichte bemächtigt, als er dort an den Fenstern Eisblumen sieht. „Motýl“ (Schmetterling; F. d. „N. L.“ 1881; G., A. u. S. IV.) erzählt von einem neuvermählten Professor, welcher im Costüm eines Naturforschers gegen seinen Willen auf den Faschingsball geht, um dort von einem Schmetterling, seiner jungen Gemahlin, in einem Kästchen gefangen zu werden. „Tajemný člověk“ (Ein geheimnißvoller Mensch; F. d. „N. L.“ 1881; G., A. u. S. IV.) führt uns Herrn Hladký vor, welcher es

in einer Gesellschaft durch sein übertrieben correctes Sprechen so weit bringt, daß man ihn allgemein für einen Narren hält. „Psyche“ (J. d. „N. L.“ 1882; H., S. u. fl. St.),¹⁾ eine „Faschingsarabeske“, spricht von der jungen Gemahlin eines Professors, welche, ihrem Manne zürnend, weil er einen Faschingsball nicht besuchen will, sich bald mit ihm durch ihr Pshchecostüm ausjöhnt. Aus dem Werkchen „Věčný žid“ (Der ewige Jude; ¹⁾ J. d. „N. L.“ 1882; H., S. u. fl. St.) erfährt man, wie der Autor einmal den ewigen Juden als Personification des Judenthums scharf wegen seiner Feindschaft wider die Slaven rügt, da dieser aus Geschäftsgründen ihn besucht. „Deštník“ (Regenschirm; J. d. „N. L.“ 1882; H., S. u. fl. St.) schildert ein mißlungenes, mit einem Regenschirm verbundenes Liebesabenteuer unseres Verfassers. In der Erzählung „O vrbáčích a krejčíkovi“ (Von Sperlingen und einem Schneiderlein; E. p. k. E.) liest man, daß der Autor mit einem armen, aber intelligenten Schneider durch ein dessen Söhnchen zugeschnittenes Geschenk so bekannt wird, daß er sich bei ihm den Weihnachtsabend zu verbringen veranlaßt sieht.

Der zweite Roman Svatopluk Čech's, „Ikaros“ („K.“ 1885), spielt sich ebenfalls in Prag ab.

I. „Schloßball.“ Ein ehemaliger Wirtschaftsbeamter, Sezima, begibt sich im Schlitten mit seiner Tochter Gabriela nach dem Dorfe Třemsín, wo Štafny, der Wirtschaftsdirector, einen Ball im Schlosse veranstaltet; zum Balle hat sich auch der früher beim Director als Erzieher angestellte Hörer der Philosophie, Pavel Byšocký, eingefunden; Olga, die Tochter Štafny's, macht unter anderem den Gast mit einem Jurisdoctor, Bedřich Blanda, bekannt, welcher um ihre Hand anhält; im Gespräche, welches unter den Ballgästen sich entspinnt, behauptet Pavel, es wäre nicht unmöglich, ein verlässliches Flugwerk herzustellen; nach kurzer Unterredung mit Gabriela, welche der Philosoph heimlich liebt, fährt dieser nachts mit Sezimas im Schlitten nach Prag.

II. „Dritter Gesang der Nacht.“ Der Bruder Gabrielas, Otokar, ein berühmter Schriftsteller, schreibt in derselben Nacht, in der sein Vater und seine Schwester nach Třemsín fahren, den dritten Gesang seines Gedichtes „Die Nacht“, um denselben noch in der nämlichen Nacht einem Redacteur zu bringen; unterwegs verliert jedoch Otokar sein Manuscript, worauf er sich mancher Unannehmlichkeit aussetzt, ohne das Gedicht zu finden; zufällig lernt Otokar den Mehlhändler

¹⁾ übersezt von Edmund Grün in der „Politik“ 1892.

Pavlát kennen, bei welchem er übernachtet, und des Morgens sieht er Justýna, Pavláts Tochter; nachdem Dtofar wieder heimgekommen ist, bringt Pavel das verlorene Manuscript, welches er nachts auf dem Heimwege gefunden; Pavel wird von Sezimas aufgefordert, den nächsten Sonntag sie zu besuchen, was er auch verspricht.

III. „In excelsis.“ Pavel bereitet sich, obgleich in bedrängter Lage, auf dem Thurme des Domes zu St. Veit, wo sein Onkel als Thurmwächter angestellt ist, fleißig auf seine Prüfungen vor; zuweilen nimmt er auch eine Schrift über Luftschiffahrt zur Hand, indem er der Versuchung nicht widerstehen kann, darin zu lesen; Dtofar verfügt sich zu unserem Philosophen, welcher unterdessen bei Sezimas öfters zugaste war, in dessen Wohnung, um ihn zur Betheiligung an einem Ausflug einzuladen, da Dr. Blanda mit seinen Prager Bekannten Třemšín besuchen will.

IV. „Herr Perlsee.“ Pavel, in Geldverlegenheit, muß zum Juden Perlsee, der Wucher treibt, seine Zuflucht nehmen.

V. „Der Sonne entgegen.“ Pavel gedenkt jenes Ausfluges nach Třemšín, auf dem er der Tochter Sezimas mit günstigem Erfolg seine Liebe gestanden hat, so daß er jetzt oft heimlich mit ihr zusammenkommen darf.

VI. „Wendung.“ In Prag erfährt Pavel von Olga, daß Dr. Blanda Štastnýs nicht mehr besucht, da er sich jetzt um Gabrielas Hand bewirbt; Pavel erhält einen Brief, worin ihn die Tochter Sezimas auffordert, ihr Liebesverhältnis zu vergessen; weil sich außerdem seine materielle Lage sehr verschlimmert, kehrt Pavel eines Tages in Verzweiflung heim und verfällt in eine schwere Krankheit.

VII. „Krankheit.“ Pavel wird liebevoll gepflegt von Olga, welche jetzt mit ihrem Vater auf immer nach Prag übersiedelt, Pavels Schulden bezahlt, ja ihm eine Geldsumme gibt, als Pavel, genesen, dieselbe zur Herstellung seiner Flugmaschine braucht.

VIII. „Stars Fall.“ Eines Nachts besteigt Pavel auf dem Kirchturm sein fertiges Flugwerk, steigt anfangs in die Höhe, fällt aber dann mit schrecklichem Geschrei in den Abgrund, so daß er auf dem blutbespritzten Wassenpflaster unweit vom Thurme zerschmettert aufgefunden wird neben seinem Flugwerk, welches ebenfalls zertrümmert ist.

IX. „Epilog.“ Olga bleibt aus Liebe zum verstorbenen Pavel unvermählt; Gabriela wird Dr. Blandas Gemahlin; Dtofar nimmt die Tochter Pavláts zur Frau.

(Schluß folgt.)



Die Huzulen.

Von Prof. Dr. Raimund Friederich Kaindl.

Gzernowiz.

Die Huzulen gehören wie die Rusnaken (Ruthenen im engeren Sinne), Boiken, Lemken u. s. w. dem ruthenischen oder nach der allein volksthümlichen Benennung dem Stamme der „ruski“ an. In Sprache und Sitten besteht zwischen den Huzulen und den anderen ruthenischen Völkern eine nahe Verwandtschaft, so daß die Behörden in ihren statistischen Ausweisen dieselben insbesondere mit den anwohnenden Rusnaken völlig identificieren und sie mit diesen vereint als Ruthenen (im weiteren Sinne) ausweisen. Trotz der sonst vorzüglichen Einrichtung unserer Ortsrepertorien ist es deshalb unmöglich, aus denselben die genauen Grenzen der Huzulen festzustellen und deren Anzahl zu berechnen, und daher kann auch hier ungeachtet mannigfaltiger Bemühungen und zahlreicher Reisen des Verfassers nur eine ungefähre Bestimmung ihres Gebietes mitgetheilt werden.

Die Huzulen bewohnen die nordöstlichen Abhänge der Karpaten Galiziens und der Bukowina von der galizischen Goldenen Bystrzyca bis in das Bergland an der oberen Suczawa, Moldawa und Bistritz. Im Suczawathale wohnen bis Falkau, abgesehen von den eingewanderten Deutschen und den Israeliten, durchaus Rumänen, von Frassin flussaufwärts dagegen bereits Huzulen; die Grenze in der Thalsohle bildet der Gestüthof Frassin, eine Abtheilung des berühmten k. k. Radauzer Gestütes. Südwärts von der Suczawa zieht sodann die Grenze längs des Brodinabaches, so zwar daß am rechten Ufer Rumänen, am linken Huzulen wohnen; es ist sehr bezeichnend, daß ein rechter Zufluß der Brodina (slavisch „brod“ = Furt) mit der rumänischen Endung Brodinora (die kleine Brodina) heißt, während ein linker Zufluß den echt slavischen Namen Gzorny Potok, d. h. der schwarze Bach, führt. Auf dem Berge Heppa, welcher sich im Winkel zwischen dem linken Ufer der Brodina und der Suczawa erhebt, findet man bei den Huzulen schon dieselben Gebräuche und Volksüberlieferungen, wie der Verfasser sie in den entfernteren Theilen des Gebirges kennen gelernt hat. Natürlich macht sich hier an der Grenze der rumänische Einfluß stärker geltend, so z. B. wenn für das Thor neben den slavischen Bezeichnungen auch das romanische „porta“ üblich erscheint. Weiter

südwärts wohnen die Huzulen jenseits der Wasserscheide der Brodina im Thale der Moldawiza bis Ardzel und Russisch-Moldawiza, ferner jenseits der Wasserscheide der Quellbäche der Suczawa im Moldawathal bis Moldawa und Briaza, endlich im Südwesten bis Kirlibaba im Bistritzthal. Nördlich von dem bezeichneten Theile der Suczawa von Frassin aufwärts wohnen die Huzulen im Gebirgsantheile des großen Sereththales; nordwestwärts wohnen sie in den Karpaten am Czeremosz bis zu dessen Austritt aus dem Gebirge bei Wizniz und Kutu, wo bereits Rusnaken sitzen, ferner im Bergland am oberen Pruth, endlich im Gebirgsthale der galizischen Goldenen Bystryca, die schon zum Dniestergebiet gehört; im Südwesten ist der Kamm der Karpaten als Grenze der eigentlichen Huzulen zu betrachten. Innerhalb dieser freilich nur theilweise völlig scharf bestimmten Grenzen können alle in den ämtlichen Ausweisen als ruthenisch sprechende Bewohner Angeführten zu den Huzulen gezählt werden; die Zahl der hier ansässigen Rusnaken wird nur eine höchst geringe sein. Durch das Thal des Czeremosz, des Weißen Czeremosz und des Perkalabbaches werden die Bukowiner Huzulen von den galizischen geschieden; ihr Hauptunterscheidungsmerkmal ist die Religion; jene sind nämlich griechisch-orientalisch (nichtuniert), diese dagegen griechisch-katholisch (uniert); doch gibt es auch unter den Bukowiner Huzulen griechisch-katholische, so z. B. in Sadeu oberhalb Frassin.

Wiewohl die Huzulen den anderen ruthenischen Stämmen sehr nahe stehen, hat man doch wegen gewisser Eigenthümlichkeiten sich betreffs ihres Ursprunges zu zahlreichen Vermuthungen veranlaßt gesehen. Abstrahiert von völlig unsinnigen Ansichten, glaubte man in den Huzulen slavifizierte Reste der Skythen, Gothen, der Rumanen und Mongolen erblicken zu können; eine andere Meinung gieng dahin, daß die Huzulen aus Rumänen und Ruthenen beständen; schließlich hält man die Huzulen auch geradezu für ein „Mischvolk“, das aus den verschiedenartigsten Elementen in jüngerer Zeit hervorgegangen sei. Wer die Geschichte des Ostkarpatenlandes überblickt, der wird in der That nicht leugnen, daß in den Huzulen verschiedene Volkselemente aufgegangen sein könnten. Schon in ältester Zeit mußten von den aus Osten heranstürmenden Völkern die am Fuße der Karpaten sitzenden in das Gebirge zurückgedrängt werden. Gerade das gegenwärtig von den Huzulen bewohnte Gebiet, dessen Thäler sich gegen Osten und Norden öffnen, ist offenbar umso mehr als Zufluchtsstätte aufgesucht worden, als das Vorland dieses Gebirgstheiles unzählige-

male von den Völker- und Kriegstürmen durchtobt wurde. Bis ins 18. Jahrhundert war das Bergland am Szeremosz und wohl nicht minder an den anderen Wasserläufen eine Sammelstätte für Flüchtlinge aus dem Hügellande. Wenn man aber auch wird zugeben müssen, daß in den Thälern der Moldawa und Suczawa, des Szeremosz und Pruth Angehörige verschiedener Völker schon seit der ältesten Zeit gewohnt haben mögen, so wird andererseits nicht bestritten werden können, daß unter denselben die Slaven das Übergewicht hatten. Seit dem 4. Jahrhunderte wohnen diese am Fuße der Karpaten;¹⁾ durch den Andrang der Avaren, Ungarn und Petschenegen, weniger durch die Kumanen, intensiver durch die Mongolen mußten sie in überwiegender Zahl in die Karpatenthäler gestoßen worden sein. Ihnen gegenüber traten sicher alle hier vorhandenen Elemente zurück. Hauptsache bleibt es schließlich, daß die Huzulen in Sprache, Sitte und Volksüberlieferung bis auf einzelne Eigenthümlichkeiten, die freilich nicht unterschätzt werden dürfen, Slaven sind und ihren slavischen Nachbarn gleichen. Nationen, welche auf einer niedrigen Culturstufe stehen, können andere Volkselemente nur dann sich assimilieren, wenn sie denselben an Zahl überlegen sind. Angesichts dieser Thatsache kann nicht geleugnet werden, daß die Hauptmasse der Huzulen slavischer Herkunft sei. Dafür spricht übrigens auch die vorwiegend slavische Nomenclatur im Gebiete der Huzulen, denn sowohl die Berg- und Ortsnamen als die Familiennamen sind vorwiegend slavisch. Ebenso ist der Sprachschatz bis auf einen Bruchtheil slavisch; von der Form der Sprache gilt dies ausschließlich. Die Rusnaken können sich mit den Huzulen im allgemeinen gut verständigen. An fremden Elementen weist die Sprache der Huzulen besonders rumänische Wörter auf. So sind die Ausdrücke, welche die Viehzucht und Milchwirtschaft betreffen, dem rumänischen Sprachschatz entnommen; dies würde darauf deuten, daß die Rumänen hierin die Lehrmeister der Huzulen waren. Hingegen haben dieselben die den Ackerbau betreffenden Ausdrücke mit den anderen Ruthenen gemein. Man will im huzulischen Dialecte auch kumanische Wörter gefunden haben; selbst der Name der Huzulen wird vom zweiten Namen der Kumanen (Uzen, Guzen) mittelst der türkischen Endung „ul“ abgeleitet. Viel wahrscheinlicher ist es aber, daß dieser Name vom rumänischen „hoc“, articuliert „hoc-ul“ (Räuber) abzuleiten ist. Dafür

¹⁾ Vergleiche Kaindl, Die Ruthenen in der Bukowina, I (1889), S. 12, und Kaindl, Geschichte der Bukowina, I (1896).

spricht vor allem der bisher unbeachtet gebliebene Umstand, daß die Huzulen sich diesen Namen nicht so sehr selbst beilegen, als vielmehr mit demselben von ihren Nachbarn benannt werden. Sie selbst nennen sich „chrestiany“ (Christen), „hirski“ oder „werchowenci“ (Gebirgsbewohner), „ruski lude“ („ruthenische“ Leute), jetzt wohl auch „huculy“, doch wird dieser Name nicht selten noch geradezu als ein Schimpfwort aufgefaßt, was er ursprünglich offenbar factisch war. Die Huzulin Marfa Duczyt in Seletyn gab auf die Frage, was der Name Huzule bedeute, und weshalb die Leute ihn führen, wörtlich Folgendes zur Antwort: „Sobald die Walachen uns erblickten, schrien sie sofort „Hucan, hucan!“ („hocoman“ = großer Räuber.) Hinzugefügt muß werden, daß im Huzulengebiete das Räuberwesen noch vor wenigen Jahrzehnten in Blüte stand, und sie selbst haben sich vor hundert Jahren als zusammengelaufenes Raubvolk bezeichnet; übrigens erzählen sie noch heute gern und mit gewissem Stolz von ihren „opryszki“, was etwa mit „edle Räuber“ verdeutscht werden dürfte; unter denselben wird besonders Doibosch gepriesen. Schließlich sei bemerkt, daß der Name Huzule durchaus nicht so alt zu sein scheint, daß er auf Guzen oder gar auf die Gothen zurückgehen könnte.

Viele specifiſche Eigenheiten der Huzulen, welche sie gegenüber ihren Stammesverwandten im Hügel- und Flachlande aufzeigen, sind als Einflüsse der Lebensverhältnisse in ihren gegenwärtigen gebirgigen Wohnsitzen erklärlich. Dieselben haben nothwendigerweise auf den Charakter, die Lebensweise, Kleidung, Beschäftigung u. s. w. modificierend einwirken müssen. So ist zunächst selbstverständlich, daß bei den Huzulen eine größere Fülle alter Gebräuche und Aberglauben sich findet, weil sie wie alle Bergvölker das Hergebrachte treu bewahren. Auch daß sie kühner und muthiger sind, desgleichen ihre große Gastfreundschaft, aber auch ihre etwas lose sittliche Lebensanschauung folgen unmittelbar, aus ihren Daseinsumständen, ebenso daß sie gegenüber dem Rusnaken, der zumeist den Wagen gebraucht, sich in der Regel des Pferdes bedienen; zur Erklärung dieser Erscheinung ist es nicht nöthig, an eine Abstammung von mongolischen Raubvölkern zu denken, vielmehr genügen vollständig die Verkehrsverhältnisse zur Erläuterung. Ferner lassen sich auch Eigenthümlichkeiten der Kleidung, z. B. die Kürze der Mäntel, leicht aus dem Bedürfnisse des Bergbewohners herleiten. Nicht minder unauffällig ist es, daß die Gebirgsruthenen im Gegensatz zu den ackerbautreibenden Bewohnern des Flachlandes vorwiegend Viehzucht betreiben. Die Natur seiner

Heimat hat den Guzulen diese Beschäftigung erwählen lassen und ihm so etwas von dem Charakter eines Nomaden aufgeprägt.

Da bis vor wenigen Jahren sich niemand mit diesem Völkchen eingehender beschäftigt hatte, so waren die Nachrichten über dasselbe auch in wissenschaftlichen Werken höchst lückenhaft und strotzten geradezu von Fehlern und Widersprüchen. Um die Richtigkeit vorstehender Behauptung darzulegen, sei es gestattet, in aller Kürze die Mittheilungen, welche Diefenbach in seiner sonst sehr schätzenswerten „Völkerkunde Osteuropas“ (II, 1, 1880) über die Guzulen bietet, zu besprechen. Auf S. 40 heißt es, daß die Guzulen klein seien, auf S. 399 wird den Guzulinnen „hoher herrlicher Bau“ zugeschrieben. Abgesehen von dem Widerspruche, der in diesen Behauptungen liegt, ist die erste ebenso falsch wie die zweite. Von den Guzulen überhaupt wird man nur sagen können, daß sie stämmigen und kräftigen Körperbaues sind; die Guzulinnen sind aber fast ausschließlich niedrigen Wuchses; daß letztere durch „herrlichen Bau“ sich auszeichnen, ist ebenso eine seltene Ausnahme wie der an derselben Stelle beobachtete Umstand, daß sie „griechisch schönes Profil“ haben. Gleich unrichtig in ihrer Allgemeinheit ist die Behauptung (S. 40), daß die Guzulen schwarzes Haar haben; sie sind nämlich wohl zum größten Theile brünett (dunkelbraun), selten blond. Wenn ferner S. 86 von der Tracht der Guzulen gesagt wird, daß dieselbe „aus engen grellrothen Beinkleidern und einem kurzen braunen Reitrock mit großem Gurte bestehe, worin Messer und Pistole“, so sind hier Fehler aller Art gehäuft. Man wird leicht davon absehen können, daß mit dieser Bemerkung durchaus nicht eine erschöpfende Schilderung der charakteristischen Kleidungsstücke der Guzulen gegeben ist; aber es ist stark, wenn jede der drei Bemerkungen irrig ist. Die Guzulen tragen nämlich nicht enge, sondern sehr weite Hosen, nur daß dieselben oft am unteren Theile der Waden zusammengeschnürt werden; nicht einen „Reitrock mit großem Gurt“ werfen sie um, Reitrock und Gürtel sind vielmehr besondere Kleidungsstücke; daß schließlich der Guzule stets Messer und Pistole im Gürtel führt, ist eine Aufstellung, die wohl recht romantisch, aber nicht der Wahrheit entsprechend ist: die Pistole fehlt für gewöhnlich immer, und ein Taschenmesser trägt der Guzule mit sich, aber an ein solches denkt niemand, der jenen Satz liest. Nur der Curiosität halber mag noch ein Satz aus der „Völkerkunde“ hierher gesetzt werden. Auf S. 399 heißt es nämlich weiters von den Guzulinnen, sie „können gut reiten, aber nicht schreiben noch lesen“.

Hoffentlich wird obige Auslese aus der „Völkertunde“ genügen. Ebenso irreführend sind die Auslassungen v. Hellwalds. Es genügt z. B. zu bemerken, daß dieser die Huzulen als „Halbwilde Europas“ bezeichnet. Die trübe Quelle Diefenbachs und Hellwalds fließt aber aus dem bekannten Werke Franzos' „Aus Halbasien“, in dessen zweitem Bande an mehreren Stellen über jenes Völkchen Nachrichten enthalten sind. Franzos, der sich auf seinen mehrmonatlichen Aufenthalt unter den Huzulen so viel zugute thut, ist es, der die Fabel von den engen Hosen der Huzulen in die Welt setzte, er ist es, der die Huzulen „mindestens eine Pistole und mindestens ein breites Messer“ führen läßt, von denen sie „nicht bloß dem Bären gegenüber Gebrauch machen“. Seiner Ansicht zuliebe, daß die Huzulen Nachkommen „des verschollenen räthselhaften Stammes der Uzen“ seien, läßt er sie alle klein von Gestalt und schwarzen Haupthaares sein, um sie recht als Mongolen hinzustellen. Ja er geht noch weiter und behauptet, die Huzulen „nennen sich selbst stolz Söhne der Uzen“, wovon aber — man kann es glauben — höchstens ein Huzule, der Geschichte studiert hat, z. B. der bekannte ruthenische Dichter Fedkovič, oder einer, der es im „Franzos“ gelesen hätte, etwas wissen würde. Auch der Satz: „Und mitten im Karpatenwald hausend, sind sie gleichwohl eine Reiteration, die mehr auf dem Rücken ihrer kleinen, zähen, flinken Rosse wohnt als in den erbärmlichen Hütten“, ist eines Romanciers würdig. „Mitten im Karpatenwald hausend“ — wer denkt da an wohlgebaute Straßen, an Gärten und Felder, an zum Theile recht anmuthige Dörfchen, in denen die Huzulen wohnen? Die selbst dem Fremden sicher auffällige Behauptung, daß die Huzulen mehr auf dem Rücken ihrer Pferde als in den erbärmlichen Hütten wohnen, ist auch nur eine Beobachtung durch das Prisma der Mongolenabstammung der Huzulen; Franzos vergaß, daß die Huzulen nicht wie Hunnen und Avaren vom Kriegshandwerk leben, die Handhabung der Holzart, des Floßruders, ja sogar das Weiden des Viehes auf den Hochwiesen sich aber nicht gut hoch zu Ross besorgen lassen. Ebenso verhält es sich mit den folgenden Bemerkungen: „Den Huzulen bindet nichts als sein eigener Wille. Denn wen nicht die Natur bindet, wen nicht sein eigenes Herz bindet, den bindet keine Menschenmacht in dieser ungeheueren Wüstenei der Berge und Wälder. Will er Räuber werden, er kann es; hier hindert ihn kein Richter, kein Soldat. Aber er wird es selten. Wen soll er auch berauben? Und was er braucht, bietet ihm sein Wald und seine Herde.“ Solchen ethno-

graphischen Schilderungen gegenüber ist nur ein Urtheil am Platze, kurz, aber bündig: sie sind — Unsinn. Allein ein sensationsbedürftiger Feuilletonist kann Verhältnisse, wie sie in Centralafrika etwa herrschen, als inmitten eines geordneten Staates bestehend anführen. Übertroffen werden diese Ausführungen nur noch von folgender Stelle aus Büchners „Kraft und Stoff“: „Selbst Europa ist nicht frei von religionslosen Stämmen. Die letzte Reise des Kaisers von Osterreich durch seine Länder führte ihn, wie die Zeitungen berichteten, nach der Stadt Kolomea in Galizien (1880), in deren Nähe ein herrlich gebauter Menschenschlag, die Huzulen, wohnt. Obgleich dieselben sehr gut geartete Menschen sind, kennen sie kaum eine Religion, und im Umkreise vieler Stunden ist keine Kirche zu sehen. Nur einmal im Jahre reitet der Pope, den sie kaum kennen, durch die Dörfer und tauft die neugeborenen Kinder. Dennoch leben diese Leute friedlich und sittlich, sterben ohne die Tröstungen der Kirche und kommen, wenn es einen solchen gibt, ebensowohl in den Himmel wie diejenigen, welche viermal im Jahre zur Beichte gehen.“ Kurz, aber trefflich hat sich über diese Schilderung Büchners der bekannte Herausgeber des „Globus“, Richard Andree, geäußert: „Der Tendenzschriftsteller Büchner,“ lauten Andrees Worte, „erzählt in der 16. Auflage seines Buches ‚Kraft und Stoff‘ von einem ‚religionslosen Stamme‘ in Galizien, den Huzulen. Welche völlige Unwissenheit in ethnographischen Dingen eine solche Äußerung einschließt, braucht hier nicht näher erörtert zu werden, denn auch ohne genaue Befolgung der christlichen Gebräuche und deren Kenntniß kann Religion bestehen.“



Die Lebensweise des Huzulen ist überaus einfach, seine Bedürfnisse sind gering. Im Sommer steht der Huzule mit Tagesanbruch auf und verfügt sich mit dem Einbruche der Nacht zur Ruhe, die im Verhältnisse zu seiner meist überaus schweren Arbeit gar kurz währt. Länger schläft der Huzule im Winter; denn wenn er sich auch erlaubt, beim Herdfeuer oder dem spärlichen Lichte von Holzspänen, bei einer aus Talg bereiteten Leuchte oder wohl schon bei einer schlichten Petroleumlampe einige Stunden des Abends zu verbringen, so geht er doch noch sehr früh schlafen und steht erst mit Tagesanbruch auf. Zur Tageszeit an einem Werktag sich dem Schlafe hinzugeben, hält jeder ordentliche Wirt für eine Sünde. Auf den Friedhöfen und an Orten, wo ein Mord oder ein Todtschlag verübt wurde, fürchtet man sich zu schlafen. Der Huzule ißt dreimal des Tages.

Die erste Mahlzeit findet um etwa 9 Uhr früh statt, die zweite zwischen 1 und 3 Uhr nachmittags und die dritte um 7 bis 8 Uhr abends. Im allgemeinen ernährt sich das Gebirgsvolk weit besser als der Bauer im Hügellande. Seine gewöhnliche Nahrung ist zwar ebenso wie jene der Rusnaken und Rumänen im Vorlande die Kulescha, ein dichter Brei aus Kukuruzmehl, entsprechend der italienischen Polenta. Dann genießt er aber, was der Hügelländer sich selten vergönnt, gesalzene Schaffkäse, ferner eine Art von saurerer Kuh- oder Schafmilch oder endlich eine Suppe, die aus rothen Rüben, Kartoffeln und wohl auch anderen Gemüßen mit oder ohne Schaf- oder Schweinefleisch bereitet wird. Zuweilen wird dieser Suppe saurere Milch beigemengt. Im übrigen vertritt die Kulescha, besonders bei ärmeren Huzulen, völlig das Brot. Dieses wird in der Regel aus Kukuruzmehl, dem gekochte und zerstampfte Erdäpfel, ferner Gersten-, Saubohnen- oder Fisolmehl beigemischt werden, gebacken. Häufiger werden ungegohrene Kuchen aus Kukuruzmehl hergestellt, welche man Korisch nennt. Wenn der Brotteig schon ausgeknetet ist, wird ihm ein Kreuzzeichen eingedrückt. Dem ersten Laib, der in den Ofen geschoben wird, muß ebenfalls ein Kreuzzeichen aufgeprägt und ebenso der Ofen mit demselben bezeichnet werden, damit der Teufel weiche und das Brot gelinge. Wird ein Brot im Ofen vergessen, so wird die nächste Ernte schlecht ausfallen; das betreffende Brot ist aber gut gegen Fieber. Vor dem Anschneiden eines jeden Laibes sollen auf demselben mit dem Messer Kreuzzeichen gemacht werden. Gleicherweise wird auf der Kulescha mittelst des Löffels ein Kreuzzeichen eingedrückt. Dieses Kreuzzeichen dürfen jedoch Mädchen, die noch nicht als Pathinnen gestanden sind, nicht eindrücken. Zu den Alltagspeisen gehören ferner Fisoln und Saubohnen, gesäuertes Kraut und zwar im rohen oder gekochten Zustande, im letzteren Falle auch mit Fleisch, dann Kartoffeln, Zwiebel, Knoblauch und rohe oder gesäuerte Gurken, wo dieselben noch gedeihen. Schafffleisch wird bald im frischen, bald im geräucherten Zustande genossen; Schweinefleisch wird frisch, gepöfelt oder in selteneren Fällen geräuchert verbraucht. Auch die Festtagspeisen sind nicht besonders üppig. Erwähnt muß vor allem die Pishenycia oder Kutia werden; es ist dies ein Brei aus Weizenkörnern, der im Wasser gekocht und mit Weizen, Honig oder Zucker vermischt wird. Diese Speise wird nur zur Weihnachtszeit genossen. Mitunter wird sie in Milch gekocht oder mit Öl gegessen. Reinlichkeit geht in der Regel der huzulischen Küche ab.

Auch das Haus des Huzulen und dessen Einrichtung zeugen von seiner Bedürfnislosigkeit. Der Huzule baut nur Holzhäuser. Nicht jeder Ort ist aber glückbringend, und daher ist nicht jeder als Bauort für die Hütte geeignet. Deshalb prüft der Huzule den Platz, auf welchem er sein Blockhaus errichten will, sehr genau, bevor er den Bau beginnt. Mit Vorliebe wird ein Ort gewählt, den das Vieh als Lagerstätte aufsucht. Ein Platz, auf dem ein Bau rother Ameisen sich befindet, soll nicht gewählt werden; hingegen ist eine Stelle, auf welcher schwarze Ameisen ihren Hügel aufführen, glückverheißend. Um den Ort noch genauer zu erforschen, schläft der Familienvater, welcher das Gehöfte errichten will, auf demselben. Träumt er angenehm, erscheint ihm im Traume namentlich schönes Vieh, so ist der Baugrund wohl gewählt; im entgegengesetzten Falle hütet sich der Huzule, daselbst zu bauen. Andere erproben die Baustelle auf folgende Art: sie stellen auf dieselbe ein Gläschen, welches nicht ganz voll mit Wasser gefüllt und mit einem Blatte bedeckt ist; wenn der Platz glücklich sein soll, so muß am folgenden Tage das Wasser zugenommen haben; ist dieses nicht geschehen, so ist der Ort zu meiden. Hat man den Ort, auf welchem die Hütte gebaut wird, nicht sorgfältig geprüft, so kann die Wahl auf einen Ort gefallen sein, auf welchem der Teufel und böse Geister hausen. Dann spukt es im Hause, und die Bewohner desselben müssen großes Unheil erfahren. Da bleibt nichts anderes übrig, als das Blockhaus auf einen günstigeren Ort zu übertragen, und dies geschieht auch oft. Will der Huzule den Bau des Gehöftes beginnen, so ladet er gewöhnlich seine Nachbarn, die freilich häufig nur allzu weit wohnen, zur gemeinsamen unentgeltlichen Arbeit ein; man nennt diese freiwillige Hilfeleistung „*Alaka*“ oder „*Toloka*“. Das Material für den Bau bieten ihm die Fichtenwälder der Karpaten. Die Rundhölzer werden höchstens auf jener Seite bezimmert, welche dem Inneren des Hauses zugekehrt wird; dann erscheint die Innenseite der Wände eben und glatt, während außen die unbehauenen Stämme sichtbar sind. Zumeist werden die Gebäude aus Rundhölzern aufgeschrotet; von den alten Häusern gilt dies ohne Ausnahme. Von außen werden die Wände übrigens weder mit Lehm oder Mörtel angeworfen noch getüncht; nur die Theile um die Fensteröffnungen pflegt man zuweilen durch einen Anstrich auszuzeichnen. Das Haus des Huzulen ist gewöhnlich mit derjenigen Längsseite, in welcher sich die Eingangsthür und die Fenster befinden, gegen Süden, mit geringer Abweichung gegen Osten

gekehrt. Das Dach ist bei alten Häusern und gegenwärtig bei jenen der armen Huzulen aus dünnen, durch Spalten gewonnenen Brettern hergestellt, die nebeneinander gelegt und mit quer gelegten Stangen und Steinen beschwert sind. Die neueren Häuser, besonders jene der Reichen, werden mit Schindeln, die mittelst Eisennägeln befestigt sind, bedacht; früher pflegte man auch Holznägel zum Befestigen der Schindeln zu verwenden. Die Häuser zerfallen in zwei bis drei Räume. Im ersten Falle umfaßt die Hütte ein Vorhaus und eine Stube, im letzteren werden entweder beide rechts und links vom Vorhause angebrachten Räume als Wohnstuben verwendet, oder es dient die eine (zumeist die rechte) als Wohnraum, die andere als Kammer. Die Einrichtung der Wohnstube ist höchst einfach; sie besteht aus dem großen, backofenförmig überwölbten Herde ohne Rauchfang,¹⁾ breiten, längs der Wände befestigten Bänken, einem Geschirrkasten, einigen Bildern, Kleiderrechen und zumeist einem Tische. Bettstellen kommen auch bereits vor, doch dienen in der Regel der Ofen und die Bänke als Ruhestätten. An das Haus lehnen sich die Stallungen für das Vieh, die Kammer und etwa ein Holzschoppen an; sie sind durch Schleppeächer mit dem Hause verbunden. Diese Bauart ist namentlich bei den exponiert stehenden Häusern üblich; in geschlossenen Ortschaften werden die Kammern und Stallungen, besonders die Pferdeställe, auch getrennt vom Hause errichtet. Umgrenzt ist das Gehöft des Huzulen meistens mit einem Zaune, der aus gespaltene Stangen derart hergestellt ist, daß er leicht auseinandergenommen und wieder zusammengefügt werden kann. Die Construction des Zaunes bringt es mit sich, daß er in Zickzacklinien verläuft. Doch sind auch andere Herstellungsarten üblich. Wo das Material zur Hand ist, werden vorzugsweise Trockenmauern aus Stein errichtet. Die Grenzen zu verschieben, gilt als eine Todsünde. Von besonderem Interesse sind noch die hölzernen Schlösser an den Haus- und Kammerthüren. Die künstlichsten derselben bewirken das Sperren des Holzriegels durch Hölzchen, welche in Höhlungen des Schloßbalkens leicht beweglich stecken und, durch die eigene Schwere herabgleitend, den Riegel festhalten. Um diesen herausziehen zu können, muß man die Sperrhölzer mittelst eines zumeist ebenfalls hölzernen Schlüssels emporheben.

Die Hauptbeschäftigung der Huzulen ist die Viehzucht. Sobald der Schnee geschmolzen ist, findet der Auftrieb auf die Alpen statt.

¹⁾ Feuerböcke werden bei den Huzulen nicht verwendet.

Die Armen übergeben ihre Viehstücke den reichen Herdenbesitzern zur Obhut und Pflege; auch aus dem Hügellande führen viele Landleute ihnen ihre Herden zu. Die Milchwirtschaft auf den Almen wird nur von Männern betrieben. Von den großen Schafhunden und dem Pferde begleitet, das die nöthigen Geräthe und den Sack mit Kukuruzmehl auf dem Rücken trägt, zieht der Senne unter den Glückwünschen der Seinen mit den Herden auf die Hochwiesen. Der Hirtenoberst heißt „watasz“, „wataszko“, „watach“ oder „wartar“; die anderen sind ihm zum Gehorsam verpflichtet und werden entweder „wiuczeri“ (Schafhirten) oder „bouhari“ (Ochsenhirten) genannt. Der Watasch besorgt die Milchwirtschaft und bestimmt den Wechsel der Weideplätze. Der untrennbare Begleiter des Hirten ist seine 2 bis 3 m lange hölzerne „trembita“ (Alphorn), mit deren gezogenen Tönen er den Reisenden schon von der Ferne zu begrüßen pflegt. Sobald die Hirten mit ihrer Herde auf der Bergwiese angelangt sind, wird zunächst das sogenannte lebendige Feuer („zywa watra“, „zywyj wohon“) angefacht. Zu dem Zwecke wird ein Holzstück an einem Ende mit einem Spalt versehen und in denselben ein Zündschwamm geklemmt. Durch starkes Reiben an einem anderen Holze wird der Schwamm zum Glühen gebracht und so das Feuer in der Sennhütte („staja“) angezündet. Dasselbe darf bis zum Abtreiben der Herden nicht verlöschen; würde dieses geschehen, so sähe man darin ein böses Vorzeichen für den Besitzer der Alme. Über die Asche des Feuers treibt man aber die Viehstücke, um sie gegen böse Mächte und Zauber zu schützen. Erzählungen, wie die Hexen den Kühen Milch nehmen, und wie man letztere vor solchem Schaden bewahren könne, bilden einen bedeutenden Theil der huzulischen Überlieferung. Die einen glauben, daß die Hexen die Kühe auf die nämliche Weise, wie es sonst zu geschehen pflegt, melken. Andere behaupten, daß die Hexen an einem großen Feiertage, besonders am St. Georgs- oder Johannestage, den Kühen einige Milch nehmen und mit ihr die Euter der eigenen Kuh bestreichen; aus diesen fließt dann Milch in Fülle; die Euter der Kühe aber, denen die Milch entnommen wurde, verdorren oder geben nur Blut. Noch ein anderer Zauber besteht darin, daß die Hexe an der Stelle, wo die Kühe gewöhnlich gemolken werden, aus Holz eine Kuh anfertigt und das bei dieser Arbeit verwendete Messer in den Boden steckt. Die hölzerne Kuh gibt der Hexe die Milch aller Kühe, die an dem betreffenden Orte gemolken werden; die Besitzer erhalten nur Blut. Noch andere erzählen, daß die Hexe einen Beutel

mit sich trägt, der sich sofort mit Milch füllt, wenn sie eine Kuh anschaut; dann schnürt die Hexe den Beutel zu und hat nun in demselben die Milch der Kuh, während diese „trocken“ ist. Hervorgehoben muß werden, daß die Hexen namentlich an gewissen Tagen des Jahres ihren verderblichen Einfluß auf die Kühe üben. So zunächst in der Weihnacht, in welcher daher unter anderem den Thieren zum Schutze wider die Bezauberung etwas von den Festspeisen gereicht wird; auch darf der Hausherr am ersten Weihnachtstage nicht in die Kirche gehen, damit die Hexe indessen nicht Wölfe ins Haus schicke. Am Ostersonntag suchen die Hexen das Vieh in der Gestalt von Hunden zu schädigen. Ferner werden sie den Kühen in der Pfingstnacht, am Georgstage, am Feste St. Dnusri und am Johannestage gefährlich. Die Mittel, mit denen man die Thiere an diesen Tagen gegen die Hexen schützt, sind sehr verschieden. Überall pflegt man grüne Rasenstücke, in denen am Palmsonntag geweihte Weidenzweige („beczka“) oder Zweige von der zauberkräftigen Silberpappel („osyna“) stecken, auf die Thorbalken und neben die Stallthüren zu stellen. Ferner malt man auf die Thore und Thüren mittelst Theer Kreuze, beräuchert die Kühe mit Weihrauch („ladan“) oder Schlangenhaut, bestreut sie mit Erdreich u. s. w. Um eine behexte Kuh zu entzaubern, existieren verschiedene Mittel. Man gibt dem Thiere entweder Weihwasser ein, dem die Blütenknospen von den am Palmsonntag geweihten Zweigen nebst Schwefel beigemischt werden, oder es wird eine Salbe aus Türkenknoblauch („turskyj czisnok“) mit Urin und Theer bereitet und die Kuh damit eingerieben. In Jawornik, einem Dorfe unfern der Czorna Hora, wurde die Entzauberung einer Kuh in folgender Weise vorgenommen. Man machte derselben mittelst Kohle ein Kreuz auf den Rücken; hierauf besprengte man sie mit Weihwasser und melkte sie schließlich durch einen Trauring unter Hersagung der Worte: „So viele Tropfen Weihwasser, so viele Thränen soll derjenige weinen, der die Kuh verzauberte.“ Besondere Gebräuche müssen ferner beim oder nach dem Kalben der Kühe beobachtet werden. An dem Tage, da die Kuh das Kalb geworfen hat, darf man nichts aus dem Hause geben, denn man würde sonst Schaden leiden. Beim ersten Melken nach dem Kalben soll man aber aus allen Zitzen durch einen Trauring melken; dann wird die Kuh stets milchreich sein. Zum selben Zwecke soll man diese erste Milch salzen und sie der Kuh in den Trank gießen. Damit jedoch das Kalb in Folge bösen Blickes nicht krank werde, nehme man Kohle und Hühnerdünger, binde beides mit rother Wolle in ein Leinwandstück

und hänge dieses Amulet dem Kalb um den Hals. Überdies soll demselben mittelst Knoblauch ein Kreuzzeichen auf der Stirn gemacht werden. Ferner soll es sehr vortheilhaft sein, gesunde alte Hufeisen auf die Höfe zu legen; schreiten die Kühe über erstere, so werden sie vor den nachtheiligen Folgen einer Beherzung geschützt. Auch ist es üblich, die Nachgeburt der Kühe im Stalle an der Stelle zu verscharren, wo die Hinterfüße der Kühe stehen; dann geben die Kühe viel Milch, und die Hexen haben keine Macht über dieselben. Auf den Hochwiesen pflegt man zu diesem Zwecke das Vieh über die Asche des „lebendigen“ Feuers zu treiben, über welches oben näher gehandelt worden ist. Allgemein ist es Brauch, um die Thiere gegen die Folgen des „bösen Blickes“ zu schützen, ihnen rothe Wollfäden oder ebenso gefärbte Bänder um den Hals oder Schweif zu binden. Damit aber die wilden Thiere den Herden keinen Schaden zufügen, werden ihnen zu Ehren Feste gefeiert, wovon wir weiter unten sprechen werden. Mit Hinsicht auf den Charakter des Huzulen ist es auch erklärlich, weshalb er in seinen sprichwörtlichen Redensarten häufig die Hausthiere nennt. So umschreibt er z. B. unser Sprichwort „Leben und leben lassen“ folgendermaßen: „Sowohl die Ziege ist ganz, als auch der Wolf nicht hungrig.“ Wie sehr die Huzulen ihre Thiere lieben, geht aus dem Umstande hervor, daß sie für das Futterreichen dieselben Ausdrücke gebrauchen, mit denen sie ihre Mahlzeiten bezeichnen. Daraus, daß das Vieh dem Huzulen das wertvollste Gut ist, erklärt es sich, daß sie Viehstücke als festliche Geschenke gern spenden und empfangen. Die Erzeugnisse der Milchwirtschaft sind vor allem die „bryndzia“ und die „huslenka“. Die Brindza wird auf folgende Weise bereitet. Die frisch gemolkene Schafmilch wird in ein großes Holzgefäß („putyna“) gegossen und durch ein Stückchen „gleg“ oder „ryndza“, d. i. Inhalt aus dem Magen von Lämmchen oder Kälbern, welche nur Muttermilch genossen haben, zum Gähren gebracht; der Käse, welcher sich nun im Gefäße absetzt, wird zu einem mächtigen Klumpen zusammengeballt und in ein Tuch gelegt, damit er „abrinne“. Hierauf werden die Käfelaike („buk“) zumeist oben in den Sennhütten auf Brettern zum Gähren aufgestellt. Der ausgegohrene Käse heißt „budz“. Dieser wird sodann zerbröckelt, gesalzen und in hohen, schmalen Fässern festgestampft. Das ist die Brindza. Die „huslenka“ ist zuerst gekochte und dann durch Hinzufügung von etwas saurer Milch oder saurem Rahm zum Gähren gebrachte Kuh- oder Schafmilch. Sie wird in großen Mengen

bereitet und zwar auch im Vorrath für den Winter, weil sie eines der Hauptnahrungsmittel der Huzulen ist.

Mit der Viehzucht hängt die Graswirtschaft zusammen, die im Gebirge naturgemäß wichtiger ist als der Feld- und Gartenbau. Der Besitz der Huzulen an Wiesen ist ein bedeutender. Diejenigen derselben, welche für die Heumahd bestimmt sind, werden sorgfältig von den Weiden geschieden. Auf jenen lässt der Huzule seine Viehstücke in der Regel nur bis zum St. Georgstage (5. Mai) grasen; dann bessert er sorgfältig die Verzäunungen aus, damit Gras und Kräuter sich ungestört entfalten. Gemäht wird gewöhnlich einmal im Jahre, auf sehr ertragreichen Wiesen auch zweimal. Von den Hochwiesen wird das Heu auf dem Rücken mittelst Schlingen („petelki“) oder mit den sogenannten „kluczi“ herabgetragen. Das letztere Instrument lässt sich am besten mit einem vielarmigen Anker vergleichen, denn es wird aus einem Fichtenbäumchen gefertigt und besteht aus einem Theile des Stammes und einer Gruppe der quirlförmig stehenden Äste. Auf diese und um den Stamm wird das Heu gepackt und dann die ganze Vorrichtung mittelst eines Stockes, der am Stamme befestigt ist, über den Rücken geworfen und herabgetragen. Hat ein Wirt sehr viel Heu auf den Hochwiesen liegen, so lässt er einen Theil desselben an Ort und Stelle im Herbst oder im Frühling vom Vieh verzehren. Genügendes Futter für sein Vieh zu haben, ist des Huzulen wichtigste Sorge. Deshalb nahm sich z. B. im Jahre 1895 ein Huzule in Szipot Camerale das Leben, weil er nicht hinreichend Nahrung für seine Thiere hatte, und als im nämlichen Jahre zu Sadeu in der Kirche die Rede vom Papst war, wandte sich ein Huzule an den Geistlichen mit der Bitte, er möge für ihn beim Papste eine Alme erwirken.

Der Ackerbau der Huzulen ist unbedeutend, denn die rauhe Natur ihrer Heimat schränkt die Feldwirtschaft auf ein bescheidenes Maß ein. Im Czeremosz- und Putillathale beträgt das Feldareal beispielsweise nur 3·6 % des Gesamtflächeninhaltes dieser Thäler. Überdies ist die Fruchtbarkeit eine geringe. Während im Hügellande der Bukowina je 1 ha Acker einen Ertrag von 8·14 hl Winterkorn, 9·61 hl Sommergerste, 14·74 hl Hafer, 12·95 hl Mais und 80·69 hl Kartoffel gewährt, sind die bezüglichen Zahlen für das Gebirgsland der Bukowina 5·06, 6·45, 12·05, 9·05 und 59·25. Zieht man noch den Umstand in Betracht, dass der Mais oft durch Fröste verdorben wird, dass ferner ein Theil des bebauten Bodens Überschwemmungen ausgesetzt ist, dann wird es klar, weshalb der Huzule so spärlich

Ackerbau treibt. Zur Feldarbeit bedient er sich gewöhnlich des Grabscheites; Pflüge werden wohl gebraucht, doch sind dieselben höchst primitiv. Die Hauptproducte sind Gerste, Hafer und Kartoffeln, in günstig gelegenen Gebieten auch Mais und Kukuruz. Dieser bildet nebst den Erzeugnissen der Milchwirtschaft das Hauptnahrungsmittel der Huzulen, muß aber zum größten Theile aus dem Hügellande beschafft werden. Flachs und Hanf werden gleichfalls gebaut, ferner Rüben, Fijolen, Bohnen, Kraut, Gurken und anderes Gemüse. Auch Blumen findet man in den Gärten; ebenso zieht der Huzule Obstbäume, ferner Stachel- und Johannisbeeren. Feld und Garten sind übrigens in der Regel in der Nähe des Hauses gelegen. Bestellt werden dieselben meist erst nach dem St. Georgsfeste (24. April a. St. = 5. Mai n. St.), der als Frühlingsanfang gilt. Für das Pflügen und Säen gelten folgende Regeln. Am Dienstag und Samstag darf man überhaupt nicht zu pflügen und zu säen anfangen. Sät man in der Zeit des Neumondes, so werden die Ähren leer; versetzt man Pflanzen um diese Zeit, so schießen sie ins Kraut. Sät ein fleißiger Mann, so keimt die Saat bald auf. Auch muß man Feld und Garten durch allerlei Zaubermittel vor dem Hagelschlag zu bewahren suchen.

Von den anderen Erwerbszweigen der Huzulen sind vor allem die Waldarbeit und das Holzflößen von Belang. Schon vor hundert Jahren scheint die Holzgewinnung nicht ohne Bedeutung gewesen zu sein. Seit den letzten Jahrzehnten hat dieselbe aber einen solchen Aufschwung genommen, daß sie nicht allein den Gebirgsbewohnern reichlichen Verdienst bietet, sondern auch noch Arbeiter aus der Fremde herbeizieht. Der Huzule beweist sich im allgemeinen als kühner und gewandter Flößer. Ist er fleißig und begleitet ihn auf seinen Fahrten, die er die Karpatenflüsse thalwärts unternimmt, gutes Glück, so verdient er für seine Verhältnisse nicht geringe Summen Geldes. Nebstdem mag bemerkt werden, daß auch Weiber zur Führung des Hinterruders der Flöße benützt werden. Zuweilen sieht man Flößer, die selbst nach dem Verluste einer Hand ihre Beschäftigung fortsetzen und alle Arbeit geschickt verrichten.

Von geringer Bedeutung sind gegenwärtig Jagd und Fischerei. Der Reichthum an Wild und Fischen ist einerseits erschöpft, andererseits haben die Religionsfonds- und Privatherrschaften die Jagd- und Fischereirechte in Besitz genommen. Viele Huzulen hatten als kühne Bärenjäger sich einen Namen gemacht; doch treten diese

gefährlichen Raubthiere in unseren Tagen in den Karpaten schon selten auf.

Besondere Beachtung beansprucht schließlich die huzulische Hausindustrie. Dieselbe umfaßt die mannigfaltigsten Zweige. Vor wenigen Jahrzehnten dürfte sie alle Bedürfnisse der Huzulen gedeckt haben, und noch gegenwärtig verfertigen sie den größten Theil ihrer Bedarfsartikel selbst. Erwähnt wurde bereits oben, daß der Huzule sein Gehöfte in allen Bestandtheilen selbst errichtet. Er ist aber nicht nur Zimmermann, sondern auch Tischler; denn die ganze innere Einrichtung hat er zumeist selbst produciert, wobei freilich nicht ausgeschlossen ist, daß einzelne Geräthe, wie Kasten, Tische u. dgl., von einem mit derartigen Arbeiten vertrauten Manne gegen Entlohnung hergestellt werden. Man findet nämlich oft in den Dörfern einzelne Leute, welche in der Anfertigung des einen oder anderen Gegenstandes besonderen Ruf sich erworben haben, und die daher auch von den anderen Wirten mit Aufträgen betraut werden. Dies gilt namentlich von Gegenständen, deren Herstellung bessere und zahlreichere Werkzeuge erfordert, wie z. B. Webstühle, eingelegte größere Tische u. s. w. Viele Huzulen beschäftigen sich mit Fassbinderarbeiten, dem Löffelschnitzen, dem Dreheln von Holzschüsseln u. dgl. Weniger ist der Huzule mit dem Schmiedehandwerk vertraut; dieses überläßt er zum größten Theile den eingewanderten Zigeunern, wenn nicht ein tüchtiger, ausgelernter Schmied sich im Dorfe angesiedelt hat. Dagegen sind einzelne Huzulen in der Erzeugung von Beschlägen, allerlei Zieraten u. dgl. für die von ihnen angefertigten Stöcke und Hacken, Taschen, Pulverhörner u. s. w. sehr geschickt. Sie gießen zu dem Zwecke kleine Bestandtheile aus Messing oder formen (dehnen) sie aus Blech. Sie sind Meister in der Herstellung von schönen Einlegearbeiten; bei denselben erscheinen in der Regel dünne Streifchen aus Messingblech und zusammengedrehte Messingdrähte in Holz eingelegt. Ebenso leisten sie als Holzschnitzer nicht Unbedeutendes, einzelne von ihnen geradezu Hervorragendes. Doch muß bemerkt werden, daß die Huzulen in der Wiedergabe von Menschen- und Thiergestalten keine Fertigkeit besitzen; so sind z. B. die Abbildungen des Erlöfers auf den von ihnen geschnitzten Kreuzen recht mangelhaft. Dafür sind die Rännchen, Fäschen, Löffel und ähnliche Geräthe oft sehr zierlich und mit überaus gelungenen Ornamenten versehen. Letztere werden zumeist durch Kerbschnitzerei, durch Einbrennen und durch die bereits erwähnte Einlegearbeit hergestellt,

und zwar kommen durchaus geometrische Ornamente in Anwendung. Zu eurythmischen Reihen werden halbkreisförmige Zeichen, ferner S-Linien und O-Zeichen verbunden; auch die Wellenlinie ist sehr beliebt; unter den symmetrischen Figuren wird diejenige des Kreuzes am häufigsten verwendet. Von diesem macht man Gebrauch beim Ausschlagen der Ledertaschen, Riemen u. dgl. mit Messingkapseln und beim Verzieren derselben mit Knöpfen aus dem nämlichen Material. Auch in den Stickmustern kommt nur das geometrische Ornament vor. Besonders schön sind die farbenprächtigen huzulischen Buntstickereien. Bei denselben wenden die Huzulinnen mehrere Sticharten an. Bei den Buntstickereien kommt zunächst der Kreuzstich beinahe in allen Mustern vor, ferner der Stielstich, der Kettenstich und der Wasserstich. In der Weißstickerei erscheint der Plattstich und die Durchbrucharbeit. Gestickt werden die Hemdeinsätze bloß auf Leinwand und zwar von verschiedener Qualität. Die Muster werden auf Stücken davon angefertigt, welche ihrer Größe entsprechen, und die dann an der betreffenden Stelle des Hemdes eingenäht werden. Die Buntstickereien werden nur mittelst gefaufter Wolle ausgeführt. Angekauft wird letztere in den Städten Koffow, Kutly, Wizniß u. s. w. Zur Weißstickerei wird dickes Rohgarn verwendet. Bemerkt muß werden, daß die Weißstickerei allgemeiner von den Huzulinnen betrieben wird; Buntstickerei können dagegen nur wenige, gewöhnlich nur eine oder zwei in demselben Dorfe. Man nennt sie „szwali“, d. h. Näherinnen. Der Preis für ein Paar Einsätze für Frauenhemden beträgt je nach dem Muster 30 kr. bis 1 fl., auf jeden Fall ein im Verhältnis zur schwierigen und in der Regel sehr genauen Arbeit ein sehr geringer Lohn. Die Farben sind lebhaft; zumeist wird Roth, Schwarz, Gelb und Grün gewählt. Die Huzulen verstehen aus Pflanzenstoffen und Mineralien dauerhafte Farben zu bereiten; doch werden diese Farbstoffe durch die gegenwärtig käuflichen verdrängt. So bedienen sich die Huzulinnen zum Färben der Ostereier jetzt schon der Anilinfarben u. dgl. Auf den Ostereiern erscheinen neben den geometrischen Ornamenten auch primitive Pflanzen- und Thierfiguren. Von letzteren kommen besonders Fische und Pferde vor.

(Schluß folgt.)





Geistiges Leben in Osterreich und Ungarn.

Neues Illustriertes Vaterländisches Ehrenbuch.

Geschichtliche Denkwürdigkeiten und Lebensbeschreibungen berühmter Persönlichkeiten aus allen Ländern und Ständen der österreichisch-ungarischen Monarchie von der Gründung der Ostmark bis zur Feier der 40jährigen Regierung unseres Kaisers Franz Josef I. Herausgegeben von Albin Reichsfreiherrn von Teuffenbach zu Tiefenbach und Maßwegg. I. und II. Theil. Verlag der k. und k. Hofbuchhandlung Karl Prochaska. Wien und Teschen.

Dem Vaterland zu Ehr' und Preis!" lautet der Wahlspruch des großen, in seiner Art wohl einzig dastehenden patriotischen Werkes, dessen Erscheinen vor fünf Jahren alle Vaterlandsfreunde mit einmüthiger Anerkennung begrüßt haben. Sollte es doch einem längstgefühlten Bedürfnisse abhelfen, im Spiegelbild der Jahrhunderte die Entwicklung der österreichisch-ungarischen Monarchie schildern und den Glauben an die Macht und Größe des Reiches in allen Kreisen, namentlich aber im Herzen der Jugend neu beleben und stärken. Durch die vollständige Kenntnis unserer Vergangenheit sollten wir die Bedingungen würdigen und beachten lernen, welche allein die Dauer dieser Größe und unserer mächtigen Stellung als Herz Europas verbürgen und unsere vollste Unabhängigkeit nach allen Seiten wahren können. „Diese Bedingungen," sagt der Herausgeber in der Einleitung, „beruhen aber vornehmlich auf der gegenseitigen Achtung und Unterstützung der unsere Monarchie bewohnenden Völker sowie auf der vollen Einigkeit derselben in allen wichtigen staatlichen Fragen und gegenüber dem Auslande; denn nur die Einigkeit macht stark und vermindert die Nachtheile, welche sich durch die so verschiedenartige Zusammensetzung der habsburgisch-lothringischen Monarchie eben jetzt doppelt fühlbar machen, wo die Neigung zur Gestaltung großer Einheitsstaaten so entschieden vorherrscht und immer mehr Erfolge nach dieser Richtung aufweist."

Wie nun der Bestand der Monarchie nicht auf Eroberung beruht, sondern in wohlbegründetem Erbrecht, in Verträgen und in dem Bedürfnis der einzelnen, in friedlicher Weise in unser Reich aufgenommenen Völker wurzelt, die sich dadurch Ruhe und Schutz sowie eine gedeihliche Weiterentwicklung gesichert, so legt uns die Geschichte Osterreich-Ungarns gegenüber den großen Nationalstaaten der Gegenwart die historische Nothwendigkeit dieses Staatsgebildes, den freien Zusammenschluss der verschiedenen Völker unter dem milden Scepter Habsburgs auf allen ihren Blättern dar. Somit erfüllt das „Neue Illustrierte Vaterländische Ehrenbuch“ einen doppelten Zweck: einer erhebenden Rückschau auf die 1000jährige Geschichte des mächtigen Donauraiches und seine weltgeschichtliche Sendung, und eines trostreichen Ausblickes in die Zukunft, in welcher die Kräfte, aus deren Verein so Großes und Herrliches erblüht, zum Wohle jedes einzelnen Volkes, zum Heile des Ganzen allzeit leben und fortwirken sollen.

Durch eine fast lückenlose Folge fesselnder Geschichtsbilder und Lebensbeschreibungen berühmter Persönlichkeiten aus allen Ländern und Ständen der österreichisch-ungarischen Monarchie von der Gründung der Ostmark bis zur Feier der 40jährigen Regierung unseres Kaisers Franz Josef I. Geist und Phantasie mächtig anzuregen und das Herz nachhaltig zu erwärmen, war der leitende Gedanke eines Werkes, das, im Laufe eines Menschenalters herangereift, zunächst ein würdiges Denkmal der Vaterlandsliebe seines auch auf anderen Gebieten der Literatur hochverdienten Herausgebers ist.

Ein österreichischer Plutarch, das goldene Buch unserer großen Fürsten, Gesetzgeber, Männer des Staates und der Kirche, Feldherren, Gelehrten, Dichter und Künstler, um das Volkswohl verdienter Männer und Frauen, hat das Vaterländische Ehrenbuch an Reichthum und Mannigfaltigkeit geschichtlicher Denkwürdigkeiten in der Literatur der modernen Völker nicht seinesgleichen. Ein lebendiger Quell unserer Staats- und Culturgeschichte, erfüllt es die Ansprüche, die an ein in wahrhaft patriotischem Geiste gehaltenes Lesebuch für die reifere Jugend, ein durch streng objectives Urtheil und anmuthige Darstellung ausgezeichnetes Handbuch der österreichischen Geschichte für jeden gebildeten Vaterlandsfreund gestellt werden können, in vollem Maße.

Die Grundbedingung aller Staats- und Volkswohlfahrt, die Einheit in der Vielheit, das einträchtige Zusammenwirken aller Kräfte zum gemeinamen Ziele, bringt uns auch die Anlage eines Werkes zur Anschauung, welchem 127 Mitarbeiter aus allen Ländern und Ständen der Monarchie nach dem Plane und unter der Leitung des Herausgebers, der sich selbst mit einer stattlichen Folge der interessantesten Geschichtsbilder und Biographien hieran betheiligte, ihre Mitwirkung geliehen haben.

Darunter finden sich Namen von gutem Klang, fürstliche und hochadelige Damen, Zierden der Wissenschaft, Literatur und der schönen Künste, hochgestellte Officiere der Land- und Seemacht, Parlamentsmitglieder, Hof- und Staatsdiener, Prälaten und Ordenspriester. Jeder

steuerte gern sein Scherflein zu einem Werke bei, das der Verherrlichung Österreich-Ungarns, seiner Fürsten und Völker in den größten und denkwürdigsten Männern und Frauen galt, deren segensvolles Wirken die Jahrhunderte überdauert.

Das „Neue Illustrierte Vaterländische Ehrenbuch“ umfaßt in zwei Großoctavbänden zu 904 und 834 Seiten nach der Widmung und Einleitung des Herausgebers, Albin Reichsfreiherrn von Teuffenbach, sowie der Übersicht „Die österreichisch-ungarische Monarchie in ihrer geschichtlichen Entwicklung“ fünf Abschnitte mit den Überschriften: I. Die älteste Zeit bis zu dem Absterben der habenbergischen Fürsten. II. Von König (Kaiser) Rudolf I. von Habsburg bis zur Kaiserin Maria Theresia. III. Von der Kaiserin Maria Theresia bis zur Stiftung der österreichischen Kaiserwürde durch Kaiser Franz II. (I.) IV. Von der Stiftung der österreichischen Kaiserwürde bis zur Jubelfeier der 40jährigen Regierung des Kaisers Franz Josef I. und V. Aufsätze geschichtlichen und literarischen Inhaltes über längere Zeitabschnitte. Daran schließen sich das Verzeichnis der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, ein Personen- und ein Ortsverzeichnis für den I. und II. Theil und ein Nachwort des Herausgebers.

In einer trefflichen Übersicht schildert Ludwig Schmued die geschichtliche Entwicklung der Monarchie von den Zeiten der römischen Weltherrschaft bis zum Erlöschen des habenbergischen Fürstengeschlechtes, sodann die Erwerbung des dermaligen Besitzstandes durch das habsburgische und habsburg-lothringische Herrscherhaus, verbreitet sich über deren einstige Besitzungen (die burgundischen Länder, Spanien, die Gebiete in Italien, in Deutschland und in der Schweiz) und erörtert die Territorialausbildung der Alpenländer (Österreich, Steiermark, Kärnten, Krain, Görz, Gradisca, Friaun sammt der Stadt Triest und Tirol).

Mit Recht tritt uns an der Spitze der I. Abtheilung „der heilige Severin“ als erste geschichtliche und volksthümliche Persönlichkeit auf Österreichs Boden entgegen. „Die Abfassung und Erhaltung der Lebensbeschreibung des heiligen Severin,“ schreibt der Verfasser des anziehenden Lebensbildes, Dr. Eduard Richter, „ist ein historiographischer Glücksfall ohnegleichen; ihm verdanken wir, daß am Eingange der österreichischen Geschichte eine der interessantesten und ehrwürdigsten Gestalten in voller Körperlichkeit, nicht als sagenhaftes Schattenbild die Wache hält.“ Nach der 29 Jahre nach des Meisters Tod von seinem Lieblingsschüler Eugyppius verfaßten Lebensgeschichte wird uns das Wirken des großen Lehrers, Führers und Sehers in begeisternder Weise geschildert, der ohne weltliches und selbst geistliches Amt bloß durch die Macht seiner Persönlichkeit, die Heiligkeit seines Wandels doch der erste im Lande war, den die Römer zuhause rufen, die Barbaren scheuen und verehren, dessen Ruhm als eines Apostels christlicher Cultur und Gesittung nach anderthalb Jahrtausenden in unserem Vaterlande noch nicht verblühen ist.

Dem heiligen Severin tritt der Apostel der Bayern und Gründer der Salzburger Kirche, der heilige Rupert, in einer fesselnden Beschrei-

bung seines Lebens und Wirkens an die Seite. Wer wäre hierzu berufener gewesen als der gelehrte Verfasser der 1885 in Salzburg erschienenen, auf vielfachen Forschungen beruhenden „Geschichte der Rupertusfrage und deren Lösung“, Franz Anthaller, dem das Verdienst zufällt, einen mehr als 200jährigen Kampf, der sich um die Lebensgeschichte des heiligen Rupert in Frankreich, Italien, Deutschland und Osterreich entsponnen, zum Abschluss gebracht zu haben.

„Der Herzogsstuhl von Kärnten“ gibt dem Verfasser, Dr. Richter, Gelegenheit, der Pracht und Bedeutung des mittleren Kärntens als einer wahrhaft geschichtlichen Landschaft zu gedenken und die bekannte, in ihrer Art einzige Huldigung der Kärntner beim Regierungsantritt des Landesfürsten zu schildern.

Blasius Edler von Bogdan, der Geheimsecretär des Großherzogs Ferdinand IV. von Toscana, verherrlicht in einer auf den einschlägigen Geschichtswerken Palackys, Bartolinis, Jirečeks und Jagičs fußenden Studie die Slavenapostel Cyrillus und Methodius und deren apostolischen Wirken, durch welches sie allein fast alle slavischen Völker dem Christenthume gewannen. Bogdan preist sie als die ersten Entdecker der slavischen Nationalität und die ersten Civilisatoren der Slavenwelt zugleich, wonach ihnen der erste und ehrenvollste Platz in der slavischen Culturwelt für alle Zeit gesichert ist.

„Markgraf Leopold I., der Erlauchte, und der Beginn der babenbergischen Herrschaft in der Ostmark“ finden durch Adolf Waneck, Stephan I., der Heilige, durch Franz Eichinger, die selige Markgräfin Emma, Kärntens große Wohlthäterin und Schutzheilige, durch Dr. Theodor Wiedemann, Leopold IV., der Heilige, durch Dr. Theodor Rupert Precechtel, Herzog Heinrich II., Jasomirgott, durch Moriz Bretschneider, Herzog Friedrich II., der Streitbare, durch Dr. Eduard Richter volle, auf den Ergebnissen der neuesten Quellenforschung beruhende, Geist und Gemüth in gleicher Weise ansprechende Würdigung. Baronin José Schneider von Arno feiert die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, Tochter Andreas' II., Königs von Ungarn, und dessen Gemahlin, Gertrud von Andechs und Meran, in einem höchst anmuthigen Lebensbilde, Anton Peter desgleichen die heilige Hedwig, Herzogin von Schlesien. Emil Roman Ritter Wygodil von Hannaburg erzählt uns „Die Einwanderung der Sachsen nach Siebenbürgen und die Hermannstädter Jubelfeier im Jahre 1884“ zum Preise des kerndeutschen, wettergeästheten Völkchens, das im Karpatenwall der Cultur eine ehrwürdige Stätte geschaffen und dem angestammten Fürsten stets die Treue bewahrt hat. Dr. Richard Maria Werner bietet schließlich in seiner gehaltvollen Studie „Walther von der Vogelweide“ eine Übersicht der mittelalterlichen Literatur Osterreichs und hiermit in knapper Form eine Fülle der Belehrung und Anregung. Dies der Inhalt der I. Abtheilung, um deren geschichtlichen Rahmen auch Legende und Sage ihre lieblichen Blüten ranken.

Es hält schwer, dem Leser von dem überaus reichen Stoffe, der Trefflichkeit und Mannigfaltigkeit der in der II. Abtheilung des N. J. B. G.

enthaltenden historischen Studien und Denkwürdigkeiten, Cultur- und Lebensskizzen ein richtiges Bild zu geben, da man Schritt für Schritt auf Gediegenes und Bedeutendes stößt, dem die individuelle Auffassung der aus allen Ländern und Bildungskreisen der Monarchie geworbenen Mitarbeiter, die lichtvolle Darstellung und der warme Herzenston, den jeder von ihnen für den gewählten Gegenstand geltend zu machen weiß, einen erhöhten persönlichen Reiz und bleibenden Wert verleihen. Die Geschichte Osterreich-Ungarns ist zunächst die Geschichte seiner Herrscher, mit deren Reihenfolge die Schicksale des Reiches und seiner Länder sich abspielen. So bieten die den einzelnen Herrschern und Familienmitgliedern in chronologischer Folge gewidmeten Studien ein einheitliches Bild der osterreichisch-ungarischen Volks- und Staatengeschichte von Kaiser Rudolf I. bis auf Maria Theresias Zeit. Rudolf I. von Habsburg, geschildert von Heinrich Dieter; König Ottokar II. von Böhmen von Franz Schmied; König Albrecht I. von Dr. Karl Ferdinand Kummer; Friedrich III., der Schöne, von Moriz Bretschneider; Herzog Albrecht II., der Lahme, von Josef Pfundheller; Rudolf IV., Herzog von Osterreich, von Theodor v. Grienberger; Kaiser Karl IV. von Konrad Ritter von Zdekauer; eine Kronperle von Habsburg, Maria von Burgund, von Hermine Proschko; König Ludwig der Große von Ungarn und Matthias Corvinus, König von Ungarn, geschildert von Madar v. Berzeviczy; Herzog Friedel mit der leeren Tasche, Graf von Tirol, von Richard Ritter von Strele; Kaiser Albrecht II. von Franz Eichinger; Kaiser Friedrich IV. (III.) von Dr. Emanuel Hannak; Erzherzog Philipp der Schöne, König von Castilien, und Kaiser Maximilian I., der Wiederbeleber der Wissenschaften und Künste, von Josef Lutsch, der in einem anderen Beitrage Osterreichs Erwachen zur Großmacht, dann die Erwerbung von Ungarn und Böhmen erörtert; Margarete, Erzherzogin von Osterreich, Statthalterin der Niederlande, von Baronin Schneider-Arno; Kaiser Karl V. und die Reformationszeit von Dr. Adolf Bekk; Kaiser Ferdinand I. und Maximilian II. von Franz Eichinger; die Kaiser Ferdinand I. und Maximilian II. im Verhältnis zur reformatorischen Bewegung von Dr. Theodor Wiedemann; Erzherzogin Elisabeth, Königin von Frankreich, und Erzherzogin Maria, Regentin von Innerosterreich, geschildert von Margarete Halm; Kaiser Rudolf II. von Dr. Cyriak Bodenstein; Kaiser Ferdinand II. von Julius Schönfeld; Kaiser Ferdinand III. von Dr. Theodor Brechtel; Kaiser Leopold I. von Ludwig v. Schlieben; Kaiser Josef I. von Albin Reichsfreiherrn von Teuffenbach; Kaiser Karl IV. von Josef Lutsch — alle diese Gestalten treten uns in lebensvoller, anschaulicher Darstellung aus dem Rahmen ihrer Zeit entgegen, während der Schlussartikel der II. Abtheilung, „Das deutsche Reich und die Habsburger“, von Dr. Constantin Ritter von Höfler die geschichtliche Sendung der fünf großen Dynastien, welche das deutsche Kaiserreich theils begründeten, theils erhielten, sehr lichtvoll und überzeugend behandelt.

Als einzelne Momente und Begebenheiten, welche in der II. Abtheilung geschildert werden, sind zu erwähnen: „Die für den Beginn der habsburgischen Herrschaft über unser Reich hochwichtige, ja geradezu epochemachende Adelsversammlung im Cistercienserkloster Neun im Jahre 1276 und die 600jährige Herrschaft des Hauses Habsburg-Lothringen über Steiermark“ von Dr. Anton Schlossar; „Der Krieg von 1278 und die Schlacht bei Dürnkrut“ von Dr. Arnold Bujson; „Die Schlacht bei Sempach am 9. Juli 1386 und Herzogs Leopold III. von Osterreich Heldentod“ von einem höheren k. u. k. Officier; „Ein kühnes Weib, die Enttragung der ungarischen Reichskrone durch Helene Kottaner“ von Dr. Franz Jsidor Proschko; „Die Schlacht von Pavia, ein Triumph der Landsknechte“ und „Die Schlacht bei Höchstädt, 13. August 1704“ von Karl Freiherrn von Salis-Samaden; „Don Juan d'Austria und die Schlacht von Lepanto, im Lichte der Zeitgenossen“ von Ludwig Ritter von Prziham; „Die Schlacht auf dem weißen Berge“ von Richard Ritter von Eisenstein; „Die Schlacht bei St. Gotthard am 1. August 1664“, „Die Schlacht bei Rissa (Risch) am 24. September 1689“, „Die Schlacht bei Szankamen am 19. August 1691“ von Moriz Edlen von Angeli; „Die Schlacht bei Nördlingen am 5. und 6. September 1634“ von Oskar Teuber; „Die zweite Belagerung Wiens durch die Türken 1683“ von Paul v. Nehm; „Rettung der Stadt Riva durch die List des braven Barkenführers Nicolo Corlera“ von Freiherrn von Teuffenbach; „Die Schlacht bei Turin, 7. September 1706“ von Friedrich Freiherrn von Mühlwerth-Gärtner; „Prinz Eugen vor Belgrad am 16. August 1717“ von Leander v. Weker; „Ein gefährliches Jagdabenteuer in den serbischen Hochwäldern des nachmaligen Kaisers Franz I. (Stephan) und des Prinzen Karl von Lothringen 1737“ von Dr. Proschko. Alle diese Begebenheiten sind frisch und anschaulich erzählt, namentlich zeichnen die Schlachtenbilder sich durch gewandte Darstellung und eine der Größe der Ereignisse angemessene Sprache aus, die jedes Osterreichers Herz nachhaltig zu erwärmen und zu begeistern vermag.

Überaus reich ist nach jener der Regenten die Biographie berühmter Helden und Heerführer, ausgezeichneten Staatsmänner, Prälaten, Gelehrter, Künstler, Schriftsteller und Dichter, großer Wohlthäter und denkwürdiger Frauen in der II. Abtheilung des Werkes bedacht, welche sich um ihr Vaterland und die Menschheit verdient gemacht haben.

So schildern uns u. a. Dr. Karl Ferdinand Kummer in „Ulrich von Lichtenstein“ ein Ritter- und Sängereleben aus dem 13. Jahrhundert, dem ein Lebensbild des Minnesängers Herrand II. von Wildon desselben Verfassers folgt; Anton Peter das Leben und Wirken des Bischofs von Olmütz, Bruno Grafen Schauenburg, Kanzlers des Königs Ottokar II. von Böhmen; P. Gaudentius Guggenbichler widmet der heil. Nothburga als einer der lieblichsten Erscheinungen am Sternenhimmel der katholischen Kirche und deren Zeitgenossen, dem heil. Heinrich von Bozen, beide Vorbilder der armen dienenden Classe, Blätter der Erinnerung, Franz Graf Coronini desgleichen dem Grafen

Heinrich II. von Görz und dem Patriarchen von Aquileja, Pagano della Torre, der als Beschützer Dantes Unsterblichkeit erworben; Johann v. Asbóth erzählt uns das Leben und die Thaten des großen Banus von Bosnien unter ungarischer Oberhoheit, Stephan Kotromanics, Francisca Freiin von Hyppoliti schildert die Königin Agnes von Ungarn im Lichte ihrer Zeitgenossen. Hugo Horak zeichnet das Lebensbild des ersten Erzbischofs von Böhmen, Ernest von Pardubitz-Malowetz, Wenzel Sommer jenes des heil. Johannes von Nepomuk auf Grund der durch die Forschung festgestellten Daten über den Lebenswandel, das Wirken und den Märtyrertod des Schutzpatrons von Böhmen. Baronin von Schneider-Arno widmet der Königin Hedwig von Polen, Dr. Josef Hirn der Gemahlin des Erzherzogs Ferdinand II., Philippine Welsch, Freiin von Zinnenberg, Gräfin von Tirol, ein Gedenkblatt. Dr. Anton Schloßar gibt uns eine kurzgefaßte Geschichte der Grafen von Cilli, Dr. Emanuel Hannak schildert Andreas Baumkirchner, den durch seine Heldenthaten und sein tragisches Ende berühmten steierischen Ritter. Alois Kaltenhauser erörtert die Beziehungen Aneas Sylvius Piccolominis (Papst Pius II.) zu Österreich als Priester, Staatsmann und Schriftsteller, P. Sebastian Scheyrling zeichnet uns das Lebensbild des heil. Johannes Capristan. Dr. Eduard Kunz gedenkt der österreichischen Astronomen des 15. Jahrhunderts als Vorläufer von Copernicus u. zw.: Johanns von Gmunden, Georgs von Feuerbach und des Regiomontanus, Johann Müllers, verdienter Männer, welche die Nachwelt in dankbarer Erinnerung halten sollte. Franz Eichingers Beiträge, als: „Johannes Hunyady, Gubernator von Ungarn“, „Paul von Kinizsi, Ban von Temesvár“, „Johann Giskra von Brandeis, kais. und ungarischer Feldhauptmann“ verdienen alles Lob. Heinrich Ritter von Zeißberg widmet den Humanisten in Österreich, darunter Konrad Celtis, Dr. Ritter von Zdekauer dem Humanisten Bohuslav Freiherrn Lobjowitz von Hassenstein interessante Studien. Eduard Ritter von Engerth schildert uns Albrecht Dürer als Maler und Kupferstecher, Andreas Graf Thürheim den Vater der Landsknechte, kais. Feldobersten Georg von Frundsberg, und den Feldmarschall und Hofkriegsrathspräsidenten Ernst Rüdiger Grafen Starhemberg, den Vertheidiger Wiens im Jahre 1683, Johann Krainz den Staatsmann und Krieger Sigismund Freiherrn von Dietrichstein und den Feldobersten und Vertheidiger von Gradisca, Richard Grafen zu Strassoldo, in trefflichen Lebens- und Charakterbildern. Der steierische Geschichtsforscher Leopold v. Beckh-Widmanstetter ist in der II. Abtheilung des N. J. B. E. durch eine Reihe gehaltvoller Studien vertreten, als: „Wulfing von Stubenberg. Ein berühmter steirischer Ritter“, „Dr. Johann Albrecht Widmanstetter, zubenannt Lucretius, österr. Regierungskanzler, Orientalist“, „Sigismund Freiherr von Herberstein, Staatsmann. Berühmter Reisender“, „Der kurze und der lange Hesse: Konrad von Bemelberg-Bohneburg, kais. Landsknecht-Oberst, und Heinrich Buttlar,

genannt Treusch, kais. Reiterführer“, „Johann Ulrich Fürst zu Eggenberg, Herzog zu Krumau, Graf zu Adelsberg. Erster Minister“, „Georg Ludwig Graf zu Schwarzenberg, kais. General und Staatsmann“, „Maximilian Graf von Trauttmansdorff, erster Minister Kaiser Ferdinands III., kais. Plenipotentiarus am westphälischen Friedenscongresse“ und „Johann Ferdinand Fürst Portia, Erzieher und dann erster Minister des Kaisers Leopold I.“

Außer den bereits genannten Helden und Heerführern haben noch ihre Würdigung gefunden: „Niklas Graf Salm, f. Feldhauptmann“ durch Julius Schönfeld; „Caspar Freiherr von Lamberg und der Sagenheld Christoph Lamberger“ durch Josef Pfundheller; „Niklas Graf Zrinyi, der Held von Sziget und dessen gleichnamiger Enkel, ein berühmter Dichter“ durch Karl Paczko; „Karl Bonaventura von Longueval, Graf von Buquoy, kais. Generallieutenant“, „Johann Tserclas Graf von Tilly, kais. Generalleutenant“ und „Octavio Piccolomini, Herzog von Amalfi, Graf und Herr von Nachod, kais. Generallieutenant“ durch Arnold Freiherrn von Weyhe-Eimke; „Gottfried Heinrich Graf Pappenheim, kais. Feldmarschall“ durch Leander v. Weker; „Albrecht Graf Wallenstein (Waldstein), Herzog von Friedland, kais. Generalissimus“ durch Ludwig v. Schlieben; „Johann von Werth, kurf. bayerischer Generallieutenant und kais. General der Cavallerie“ durch Karl Duncker; „Rudolf Freiherr von Teuffenbach, kais. Feldmarschall. Ein großer Wohlthäter und ein Förderer guter Erziehung des Adels“ durch Dr. Franz Isidor Broszko; „Fürst Raimund Montecuccoli, Reichsfürst und Herzog von Melfi, kais. Generalissimus“ durch Alois Ritter von Haymerle; „Karl V. Leopold, Herzog von Lothringen und Bar, kais. Generalleutenant“ durch Victor Kupsa; „Ludwig Wilhelm, Markgraf von Baden, kais. Generallieutenant und Reichsfeldmarschall“ durch Oskar Tenber; „Prinz Eugen von Savoyen, k. k. Generalissimus, mit besonderer Berücksichtigung der Feldzüge 1697, 1716 bis 1718 sowie des spanischen Erbfolgekrieges“ durch Gustav Bancalari; und „Guido (Guidobald) Graf Starhemberg, k. k. Feldmarschall“ durch Josef Ritter von Kechron. Alle diese Lebensbilder unserer berühmtesten Kriegshelden und Heermeister, zum Theile von hervorragenden Militärschriftstellern geschrieben, zeichnen sich durch volle Beherrschung des kriegsgeschichtlichen Stoffes, Unparteilichkeit des Urtheiles und gewandte, fesselnde Darstellung aus.

Von Biographien berühmter Staatsmänner, Prälaten, Gelehrter, Dichter und Künstlerseien außer den bereits erwähnten noch genannt: „Karl Freiherr von Hierotin, Staatsmann, Landeshauptmann von Mähren“ von Karl Medopil; „Graf Paris von Lodron, Fürsterzbischof von Salzburg“ von Ludwig Schmued; „Leopold Graf Kolonitsch, Cardinal und Erzbischof“ von Theodor v. Grienberger; Abraham a Sancta Clara, berühmter Prediger und Schriftsteller“ von Moriz Bretschneider; „Stephan Graf Kohary, ein Märtyrer der Königstreue“ vom Herausgeber Freiherrn von Teuffenbach; „Paul Hofhamer, kais. Hoforganist, Ländichter“ und „Wolfgang Laz (Laz, auch Lazius), be-

rühmter Arzt, Genealog und Schriftsteller" von Friedrich Pirckmayer; „Peter Andreas Mattioli, Arzt, Botaniker" von Oswald Bettali; „Tizians Beziehungen zu den Kaisern Karl V. und Ferdinand I." von Theodor v. Grienberger; „Ein Feldpater des 16. Jahrhunderts (Anton Buns), später Bischof von Wien und Erzbischof von Prag" von Dr. Theodor Wiedemann; „Elisabeth Johanna Weston, Dichterin" von Margarete Halm; „Richard Freiherr von Strein, Staatsmann und Genealog" von Dr. Karl Haselbach; „Karl Fürst von Liechtenstein, Staatsmann" von Anton Peter; „Johann Kepler, Astronom" von Dr. Eduard Kunz; „Giovanni Pietro de Pomis, Maler und Baumeister" von Dr. Anton Schloßar; „Hippolytus Guarinoni, Arzt und medicinischer Schriftsteller" von Alois Hammerle; „Jakob Stainer, berühmter Geigenmacher" von Dr. Richard Ritter von Strele; „Johann Andreas von Liebenberg, der römisch-kais. Majestät Rath und Bürgermeister von Wien. Ein Vorbild treuester Pflichterfüllung in schwer bedrängter Zeit" von Victor v. Kenner; „Johann Amos Comenius, Pädagog" von Dr. Wenzel Caba; „Daniel Suttinger und Leander Anguiffola, zwei Kartographen von 1683" von Karl Edlen von Paradauer; „Georg Matthäus Vischer, Geograph und Kartenzeichner" von Anton v. Freu zu Corburg und Luffenegg; „Fischer von Erlach, Vater und Sohn, Baumeister, letzterer auch Mechaniker" von Wenzel Schaffer; und „Johann Josef Fur, Tonseger" von Johann Peregrin Hupfaut.

Nehmen wir noch die Lebensbilder denkwürdiger Frauen, z. B. „Marie Elisabeth von Stampfer, ein Muster einer wackeren Hausfrau" von Heinrich Dieter hinzu, so ist der überaus reiche und mannigfaltige Inhalt der II. Abtheilung des Werkes angedeutet.

Die III. Abtheilung eröffnet der Herausgeber, Freiherr von Teuffenbach, mit einem auf umfassendem Quellenstudium beruhenden, höchst anziehenden Lebens- und Charakterbilde der großen Kaiserin, von dem zu wünschen ist, daß es in keinem Lesebuche der Monarchie fehlen möge. Maria Theresias Geburt und Erziehung, ihre Vermählung mit Herzog Franz Stephan von Lothringen (später Großherzog von Toscana), der Tod des Kaisers Karl VI., ihr Regierungsantritt, der erste und zweite schlesische Krieg, der österreichische Erbfolgekrieg, Großherzog Franz I. (Stephan) als römisch-deutscher Kaiser, der siebenjährige Krieg, Tod des Kaisers Franz I., innere Reformen, der bayerische Erbfolgekrieg, das Familienleben der Kaiserin, ihr Charakter und Tod heißen die einzelnen Capitel dieser umfangreichen, von echt patriotischem Geiste getragenen, ausgezeichneten Monographie. Sehr wertvoll sind auch die bildlichen Beigaben aus der Zeit Maria Theresias nach alten Kupferstichen und neueren Gemälden und Lithographien, schließlich die verschiedenen Facsimiles, z. B. eines Briefes der Kaiserin an Daun, wie auch aus Arnets Briefen Maria Theresias Briefe an die Gräfinnen Haugwitz und Edling, dann an den Grafen Lach, an Grafen Cassian Czuzenberg, Gubernator in Tirol, und an den Erzbischof von Görz, Grafen Attems, mitgetheilt werden. Hermine Proschko gibt

uns in ihrem Beitrag „Blumen und Blüten aus Habsburgs Heimgarten“ kurze, sehr anmuthige Lebensbilder der Töchter der großen Kaiserin.

In „Kaiser Josef II.“ schildert Wilhelm du Nord die Tragik seines Lebens und zeichnet das Charakterbild des großen Reformators und Idealisten auf dem Throne mit jenen ergreifenden Zügen, mit welchen der „Schätzer der Menschheit“, der beste und edelste der Fürsten, im Herzen der Menschheit fortleben wird bis an das Ende der Zeiten. Was eine abgeklärte, unparteiliche Geschichtsforschung über Kaiser Josef II. und seine Zeit zutage gefördert, hat du Nord in seinem vortrefflichen Aufsätze verwertet. „Sein staatliches Werk hatte keinen Bestand,“ schreibt der Verfasser, „und da er es zerfallen sah, brach sein Herz. Aber seine Ideen sind unsterblich. Einst kommt die Zeit, in welcher Josefs Geist hell leuchten wird als Leitstern für die Epigonen seiner geliebten Völker.“ Der Briefwechsel zwischen Kaiser Josef II. und der Kaiserin Katharina von Rußland, dann ein Brief des Cardinals Albani und des Med. Dr. Josef von Ferro über den Kaiser vervollständigen sein Charakterbild und zeigen ihn im Lichte seiner Zeitgenossen.

„Den Kaiser Leopold II. mit besonderer Berücksichtigung seiner Regierung als Großherzog von Toscana“ schildert Dr. Ritter von Zdekauer in einer sehr schätzenswerten Studie, die über die 25jährige segensreiche Regierung des großen und ruhmvollen Fürsten in Toscana und über die nur zweijährige auf dem Kaiserthron volles Licht verbreitet.

Auch die Paladine, welche das Zeitalter der Kaiserin Maria Theresia und ihrer Söhne, der Kaiser Josef II. und Leopold II., zierten, finden berufene Biographen. So schildert uns Graf Thürrheim die Feldmarschälle Ludwig Andreas Grafen von Khevenhüller und Otto Ferdinand Grafen von Abensperg und Traun, Freiherr von Teuffenbach den Palatin von Ungarn, Feldmarschall Johann Grafen Pálffy, Arthur Horecký den Feldmarschall Leopold Grafen Daun, Fürsten von Teano, Victor Kupfa den Feldmarschall Gideon Ernst Freiherrn von Loudon, Anton Dollezek den Feldmarschall Josef Wenzel Fürsten zu Liechtenstein, ersten Generaldirector der Haus-, Land- und Feld-Artillerie, und den Feldzeugmeister Johann Freiherrn von Bernkop, Ritter von Haymerle den Feldmarschall-Lieutenant Friedrich Freiherrn von Hoze und Moriz Bretschneider den berühmten Mathematiker Georg Freiherrn von Vega.

Von einzelnen Kriegsbegebenheiten erzählen Horecký die Schlacht bei Kolín am 18. Juni 1757, Freiherr von Mühlwerth-Gärtner die Schlacht bei Kunersdorf am 12. August 1759, Oskar Pach die Schlacht bei Novi am 15. August 1799, Johann Krainz die Vertheidigung des Forts Bard in den Jahren 1799 und 1800, und Josef Ritter von Lehnert die Heldenthaten der Handelsbrigantine „Standerbek“ am 10. Juli 1800.

Von Staatsmännern finden Johann Wilhelm Graf von Wurmb-Brand, Genealog, durch Dr. Karl Haselbach, Wenzel Anton Fürst

von Kaunitz, Staatskanzler, durch Leopold Auspiz und Samuel Freiherr von Bruckenthal, Gubernator von Siebenbürgen, durch Emil Roman Ritter Wygodil von Hannaburg ihre Würdigung.

Von hervorragenden Gelehrten, Künstlern, Dichtern und Schriftstellern aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts finden wir sehr anziehende und gehaltvolle Biographien aus der Feder nachbenannter Mitarbeiter: „Prokop Divisch, der Erfinder des Blitzableiters“ von Karl Redopil; „Peter Anich, Bauer, Mechaniker und Kartenzeichner“ von Theodor v. Grienberger; „Gerhard van Swieten, berühmter Arzt“ von Dr. Ferdinand Lentner; „Raphael Anton Mengs, Maler und Kunstschriftsteller“ von Wenzel Schaffer; „Anton von Roczian, österr. Hofrath, Volkswirt“ von Leopold v. Bech-Widmanstetter; „Pietro Metastasio, dramatischer Dichter, Schöpfer des neuen italienischen Singspiels“ von Oskar Pach; „Nüdiger Josef Boskovich, Mathematiker, Astronom, Naturforscher“ von Oswald Bettali; „Gluck, Mozart, Haydn, Beethoven, Schubert, Tonsetzer“ von Josef Kollmann; „P. Placidus Firlmillner, Astronom“ von P. Fructuosus Ratschiller; „Reinhard Graf Carl, Finanzmann, vielseitiger Schriftsteller, Humanist“ von Oswald Bettali; „Karl Anton Freiherr von Martini, Matthias Edler von Haan, Franz Georg Ritter von Keß, Franz Edler von Zeiller und Karl Freiherr von Pratobevera, Rechtsgelehrte“ von Dr. Friedrich v. Maasburg; „Johann Michael Denis (Sined), Dichter, Bibliograph“ von Friedrich Pirckmayer und „Martin Johann Schmidt, genannt der Kremser-Schmidt, Maler“ von Dr. Anton Mayer.

Denkwürdige Frauen schildern Maria Sèhret und Johanna Leitenberger, jene in der Biographie der „Maria Karolina Gräfin Fuchs, Uja der Kaiserin Maria Theresia“, diese im Leben der „Maria Cajetana Agnesi, Schriftstellerin, Gelehrte“.

Dies der Inhalt der III. Abtheilung, mit welcher der erste Band des N. F. V. E. abschließt.

Der zweite Band umfaßt unser Jahrhundert mit dem immer mächtiger und breiter dahinwogenden Strome österreichisch-ungarischer Geschichte von der Stiftung der österreichischen Kaiserwürde bis zur Jubelfeier der 40jährigen Regierung des Kaisers Franz Josef I. Schwer hält es, dem Leser von der Fülle und Trefflichkeit des in diesem Bande Gebotenen einen richtigen Begriff zu geben, wenn der Raum versagt, die 180 der in diesem Bande enthaltenen Beiträge namhafter Schriftsteller einzeln zu würdigen. Fast unübersehbar sind nach den Herrschern und hervorragendsten Mitgliedern des Kaiserhauses die Reihen der Männer und Frauen, welche sich um Staat und Kirche, Kultur und Gefittung, Kunst und Wissenschaft, Verkehr und Handel verdient gemacht, das Reich in schwerer Bedrängnis geschützt und erhalten, zur Macht, Größe und zum Ruhme Oesterreich-Ungarns beigetragen haben.

Kaiser Franz II. (I.) findet als Monarch und Vater seiner Völker in Freiherrn von Weyhe-Eimke einen vortrefflichen Biographen, der mit liebevollem Verständnisse die Einzelzüge im Leben des vielgeprüften Kaisers zu einem Gesamtbilde sächlicher Größe zusammenfaßt. Seine

unermüdlische Arbeitskraft, seine christliche Frömmigkeit, Leutseligkeit und Volksfreundlichkeit, sein schönes, harmonisches Familienleben, seine Freude an der Natur und den schönen Künsten verbreiten unvergänglichliches Licht um die Gestalt des geliebten guten Kaisers Franz, wie der gütige Herrscher im Andenken seiner Völker durch alle Zeit fortleben wird. Das innige Verhältnis des jugendlichen Erzherzogs zu seiner ersten Gemahlin, der Erzherzogin Elisabeth, tritt in rührenden Briefen zutage, welche dieser Liebling Kaiser Josefs I. an ihren 1788 mit demselben im türkischen Feldzuge abwesenden Gemahl gerichtet hat.

Ein Lebensbild der dritten Gemahlin Kaisers Franz I., der Kaiserin Maria Ludovica, dieser geistvollen, von Goethe gefeierten Fürstin, unverföhllichen Gegnerin Napoleons, zeichnet Marie Hélyret. Mit der so jung aus dem Leben geschiedenen Fürstin war, wie Freiherr von Stein schrieb, „eine Frau und Herrscherin zu Grabe gegangen, welche mit vieler Grazie eine große Erhebung der Seele, Würde und Haltung in ihrem Betragen, Anhänglichkeit an ihre Pflichten, Eifer, sie zu erfüllen und sich ihnen zu widmen, und das Bestreben, alles, was sie umgab, zu beglücken und zu veredeln, vereinigt“.

Kaiserin Karoline Auguste, die vierte Gemahlin Kaisers Franz I., als Engel der Armen, schildert Hermine Proschko mit vielen ergreifenden Zügen, die von dem unbegrenzten Wohlthätigkeitsfinne, der im größten Stile geübten Großmuth, der christlichen Milde und Barmherzigkeit der allgeliebten „Kaiserin-Mutter“, wie sie bis an ihr Ende hieß, ein rührendes Zeugnis geben.

„Kaiser Ferdinand I. als Kronprinz während der schrecklichen Überschwemmung Wiens und des an der Donau gelegenen Flachlandes am 1. März 1830“ von Karl Medopil bringt dem heutigen Geschlechte eine der größten über die Kaiserstadt und das Marchfeld hereingebrochenen Katastrophen zur Anschauung und schildert das voranleuchtende Beispiel des Kronprinzen, der unter Gefahren aller Art mit seinem Bruder, Erzherzog Franz Karl, und anderen Prinzen des Kaiserhauses sich am Rettungswerke betheiligte und Wohlthaten auf Wohlthaten häufte.

„Kaiser Franz Josef I. während seiner 44jährigen Regierungszeit“ (1848 bis 1892) schildert Wilhelm du Nord in lichtvoller und überzeugender Darstellung. Wir vermiffen keinen der Züge, welchen die Völker Osterreich-Ungarns am Charakterbilde ihres geliebten Herrschers verehren. Ein halbes Jahrhundert rastloser Sorge für die Wohlfahrt, Größe und Zukunft des Reiches inmitten der Stürme, welche unseren Welttheil erschüttert und umgestaltet haben, zieht an unserem Geistesauge vorüber. „Nur zu oft irrt die öffentliche Meinung in dem Urtheil über einen Zeitgenossen unter dem unmittelbaren Eindruck seines Thuns und Lassens. Allein vier Jahrzehnte des vollen Tageslichtes, das den Höchstherrschenden umfließt, sind gewiß hinreichend, um ein Charakterbild in seiner ganzen Schärfe zu zeigen und bleibend festzuhalten. Durch keine Rücksicht gehemmt, konnten die fremden Nationen zu unseres Kaisers Jubelfest ihrer Anschauung Ausdruck verleihen. Darum waren die Herzen seiner Unterthanen doppelt freudig bewegt, als

sie von überallher nur das Echo ihrer eigenen Gefühle vernahmen. In allen Sprachen wurden unseres Kaisers Ritterlichkeit, Großmuth und Seelenstärke, seine dem Scheine abhold, anmuthige Anspruchslosigkeit, der Zauber seiner Erscheinung und seines Wortes, seine Willensstärke und sein erhabener Ernst, seine ausdauernde Kraft und seine hoheitsvolle Vornehmheit gepriesen. So manche Stimme aus republikanischen Ländern nannte ihn „den Weisen“. Die Nachwelt aber wird — sofern die Geschichte wirklich das Weltgericht ist — ihm einen selteneren Beinamen geben müssen, um ihn richtig zu charakterisieren. Unsere Enkel erst werden des Kaisers vollen Wert erkennen und ihn nennen: Franz Josef, der Hochherzige.“

So schließt du Nord seine von echt österreichischem Patriotismus getragene Darstellung der Regierungsepochen, des Wirkens, der Thaten und Schöpfungen unseres glorreich regierenden Kaisers und Königs, der, schwer geprüft wie wenige, aber auch geliebt und von seinen dankbaren Völkern gesegnet, auf dem ganzen Weltrund verehrt und gepriesen wird wie die wenigsten Kronenträger in der Geschichte. Eine Auslese auswärtiger Zeitungsstimmen über die Jubelfeier der 40jährigen Regierung des Kaisers bildet in einer Zeit, da Österreich-Ungarn sich zur 50jährigen Jubelfeier seines erhabenen Herrschers anschickt, eine willkommene Beigabe.

„Kaiser Franz Josef als Wiederbeleber von Österreich-Ungarns Kunst und Kunstgewerbe“ schildert Dr. Cyprian Bodenstein in eingehender, gediegener Studie mit wahrhaft leuchtenden Farben. Anknüpfend an den Aufschwung der Künste unter Leopold I., Josef I. und Karl VI., sagt der Verfasser: „Raum schien es möglich, daß diese Glanzepoche österreichischer Kunst, welche in gleicher Weise Architektur, Plastik, Malerei und die verwandten Kunstzweige zu herrlicher Entfaltung gebracht hatte, welche aber in ihrer weiteren Entwicklung durch traurige und schwere Zeiten, die über unser Vaterland hereinbrachen, unterbrochen wurde, jemals könnte übertroffen werden. Und dennoch geschah es durch den Werderuf eines Fürsten aus dem durch Lothringen verjüngten Habsburgerstamme, unseres allergnädigsten Kaisers und Herrn Franz Josef I., daß die Tage jener herrlichen Förderung der Künste in der Kunst unserer Zeit sich erneuerten, in der beharrlichen Förderung und allseitigen Pflege unserer Kunst und Kunstgewerbe noch übertroffen wurden und künstlerische Ideen der damaligen Zeit heute ihrer Verwirklichung entgegengeführt werden.“ Wem bei der lebendigen Schilderung der neuesten Glanzepoche der Architektur, Plastik, Malerei und der damit verwandten Kleinkünste, des Aufschwunges des Kunstgewerbes und des reichen Segens, welcher dank dem schöpferischen Nachworte und Schutze unseres Kaisers von Wien aus sich über alle Städte der Monarchie ergoß, das Herz nicht pochte in freudigem Stolze, der müßte ein Vaterlandsloser sein. Führwahr, überwältigend ist das Gesamtbild all des Großen und Herrlichen, das dem Kunstsinne und der weisen Fürsorge des Kaisers sein Dasein dankt, mit dessen Namen die glänzendste Periode der Kunst und des Kunstgewerbes in unserem Vaterlande für alle Zeiten verbunden bleibt.

Die erhabenen Eltern unseres Kaisers, Erzherzog Franz Karl und Erzherzogin Sophie, schildert Dr. Johannes Emmer in einem höchst anziehenden Charakterbilde, ein durch Wohlthätigkeit, lautere Herzensgüte und segensvolles Wirken geheiligtes Doppelleben.

Erzherzog Ferdinand Maximilian, Kaiser von Mexico, fand an Josef Lucksch, der Sieger von Aspern und große Feldherr Erzherzog Karl an Ladislaus Müller v. Königsbrück, dessen Sohn, Erzherzog Friedrich Ferdinand, k. k. Admiral und Marinecommandant, an Josef Ritter von Lehnert, Erzherzog Albrecht, der Sieger von Novara und Custozza, an Dr. Emmer, Erzherzog Johann an Dr. Anton Schlossar berufene Biographen, welche das reiche Quellenmaterial vollständig beherrschen und mit dem sicheren Urtheil des Geschichtsforschers den Reiz einer gewandten, herzensewarmen und lebendig-anschaulichen Darstellung verbinden.

Leopold II., Großherzog von Toscana, sein Leben und Wirken schildert Dr. Konrad Ritter von Zdekauer mit allen Zügen der Weisheit, Großmuth und Güte, welche das Volk Toscanas an seinem edlen Wohlthäter bis auf den heutigen Tag verehrt. Das Leben seiner Tochter, Auguste Ferdinande Prinzessin Luitpold von Bayern, geb. Prinzessin von Toscana, Erzherzogin von Oesterreich, erzählt in wehevoller, erhebender Schilderung Therese v. Bayer (königl. Prinzessin von Bayern u., Ehrenmitglied der königl. bayr. Akademie der Wissenschaften), in welcher die durch die seltensten Vorzüge des Geistes und des Herzens ausgezeichnete hohe Frau als das unvergleichliche Vorbild einer echt christlichen Fürstin, als die liebevollste Gattin und Mutter gefeiert wird.

Einer der lieblichsten Blüten des Kaiserhauses, der so früh aus dem Leben geschiedenen Dichterin Erzherzogin Maria Antoinette, Abtissin des adeligen Stiftes auf dem Hradschin in Prag, widmet der Herausgeber Freiherr von Teuffenbach ein rührendes Lebensbild und schildert uns den Zauber, welchen die jugendliche Prinzessin und gottbegnadete Dichterin auf ihre Umgebung ausübte. Es ist zu hoffen, daß der Schatz ihrer durch duftige Poesie und melodischen Wohlklang ausgezeichneten Gedichte der Öffentlichkeit nicht vorenthalten bleibe als ein Beweis, wie menschlich schön und wahr, wie tief und innig das Empfinden der unvergeßlichen Fürstin war.

Von Staatsmännern Oesterreich-Ungarns finden in mehr oder minder ausführlichen Biographien ihre Würdigung: Josef v. Sonnenfels durch Dr. Ferdinand Lentner unter Beigabe eines interessanten Briefes, in welchem Sonnenfels seiner militärischen Dienstleistung als Unterofficier beim Deutschmeisteregimente gedenkt; Aurelius Graf Desselwisky durch Sigismund Kelcz de Fületincz; Peter Graf Goëß durch Dr. Friedrich v. Maasburg; Karl Freiherr von Rübeck durch Franz Ritter Gebell von Ennsburg; Clemens Lothar Wenzel Fürst Metternich durch Leopold Auspiz; Stephan Graf Széchenyi durch Franz Eichinger; Josef Freiherr von Cötvös, Staatsmann, Dichter und Philosoph,

durch Alexander Rosen in einem alle Seiten seines Wirkens umfassenden, höchst anziehenden Charakterbilde; desgleichen Franz v. Deák und Anton Graf Prokeš, Feldzeugmeister, Staatsmann und Schriftsteller, durch Adar v. Berzeviczy; schließlich Freiherr von Lichtenfels durch Dr. Ferdinand Lentner.

Von Biographien hervorragender Kirchenfürsten finden wir die nachbenannten: Siegmund Anton Graf Hohenwart, Erzbischof von Wien, von Dr. Theodor Wiedemann; Dr. Johann Ladislaus Pyrker v. Felsö-Eör, Erzbischof, Patriarch, von Frein José Schneider-Arno, welche mit dem Prälaten auch den Dichter von Gottes Gnaden, Idealisten und Menschenfreund zu würdigen weiß; Dr. Vincenz Eduard Milde, Pädagog, von Dr. Wenzel Cába; Johann Michael Leonhard, apostolischer Feldvicar und großer Wohlthäter, von Karl Nedopil; Othmar v. Kauscher, Cardinal und Erzbischof von Wien, von Dr. Ferdinand Lentner; Andreas Freiherr von Schaguna, griechisch-orientalischer Metropolit von Siebenbürgen, Reformator, Staatsmann, Gelehrter und Wohlthäter, von Emil Ritter Wygodil von Hannaburg.

Ebenso finden die großen Wohlthäter und zwar Leopold Graf Berchtold, Freiherr von Ungarshitz durch Ottokar Freiherrn von Billani, Stanislaus Graf Starbek durch Eduard Schnobrich in anziehenden Lebensskizzen ihre Würdigung. Bezeichnend für den Grafen Starbek ist wohl die Thatfache, daß er sein großes Vermögen, als ausschließliche Frucht seiner hohen Energie, Arbeitskraft und seines eiserne Fleißes, bestehend aus 3 Städtchen und 29 Dörfern, dann das von ihm erbaute Theatergebäude in Lemberg für die Erhaltung einer Wohlthätigkeitsanstalt in Drahowyecz widmete, in welcher 400 arme Greise und 600 Waisenkinder Aufnahme finden und versorgt werden sollten. Den Wohlthätern der Menschheit sind auch die beiden weltberühmten schlesischen Bauern Johann Schroth und Vincenz Prißnitz, geschildert von du Nord und Nedopil, beizuzählen.

Von berühmten Heerführern, Generalen, Kriegs- und Volkshelden schildert Freiherr von Teuffenbach im interessanten Lebensbilde „Ein k. k. Fähnrich als Obercommandant der Aretiner“ den nachmaligen k. k. Feldmarschalllieutenant Karl Freiherrn Schneider von Arno als überaus schneidigen und tapferen Soldaten, das Ideal eines tollkühnen Parteigängers, der als Fähnrich im Jahre 1799 eine kleine Armee sozusagen aus dem Boden stampfte, damit Städte eroberte, Toscana von den Franzosen säuberte und sich eben nach Rom wenden wollte, wohin ihm der Schrecken seines Namens vorausgieng, als er abberufen wurde und wieder als bescheidener Fähnrich zu seiner Truppe einrückte. Ruhmvoll war auch die fernere Laufbahn Schneiders, der nacheinander die höchsten Ehrenstellen in der Armee erlangte und als eine der volksthümlichsten Heldengestalten in deren Andenken fortlebt. Desgleichen widmet der Herausgeber dem k. k. Feldzeugmeister, General-Genie-Inspector Bernhard Grafen Gaboga, dem Militärschriftsteller, k. k. General der Cavallerie

Karl Grafen Bigot de St. Quentin und dem k. k. Feldzeugmeister Franz Grafen Folliot de Crenneville-Poutet anziehende Gedenkblätter. Robert Wurzel Edler von Hohentann zeichnet das Lebensbild des k. k. Feldzeugmeisters Franz Josef Grafen von Rinsky, in welchem er „Oesterreichs Soldaten-Schulmeister strengen Antlitzes und milden Herzens“, den Vater seiner Neustädter, in seinem Wirken als Soldat auf dem Schlachtfelde und Erzieher schildert. Oskar Teuber widmet dem k. k. General der Cavallerie Maximilian Grafen von Merveldt als scharfblickendem Führer und Helden in der Schlacht wie als weltgewandtem, geistreichem Diplomaten ein warm empfundenes Blatt der Erinnerung. Der k. k. Feldmarschall und Feldherr der Befreiungskriege Karl Philipp Fürst Schwarzenberg findet an Gustav Bancalari, Feldmarschall Josef Graf Radetzky an Alois Ritter von Haymerle und Feldmarschall Adam Kasimir Fürst Czartoryski-Sanguisco an Eduard Stanislaus Schnobrich vortreffliche Biographen.

Die Artilleriewaffe ist durch Lebensskizzen des Generalmajors Josef Freiherrn von Smola, des Feldmarschalllieutenants Anton Freiherrn von Reissner, des Feldzeugmeisters Vincenz Freiherrn von Augustin, des Hauptmannes und Theresien-Ordens-Ritters Alexander Freiherrn von Zhehovini — alle diese geschildert von Anton Dolleczel — des Erfinders der Stahlbronze-Geschütze, Feldmarschalllieutenants Franz Freiherrn von Uchatius, von Paul v. Rehm, des Feldzeugmeisters und Orientalisten Franz Ritter von Hauslab von Josef Lufsch in würdiger Weise vertreten.

Karl Freiherr von Salis-Samaden widmet dem k. k. General der Cavallerie Ludwig Grafen Folliot de Crenneville, Adalbert Szibenliszt dem Erfinder der Kriegsbrücke, Karl Freiherrn von Birago, Oberstbrigadier des k. k. Pionniercorps, Jerolim Freiherr Bento von Boinik dem Feldzeugmeister und Marinecommandanten Anton Ritter von Martini sowie dem unsterblichen Sieger von Lissa, Wilhelm v. Tegetthoff, k. k. Viceadmiral, gediegene, mit liebevollem Verständnisse geschriebene Blätter der Erinnerung. Friedrich Ritter von Wiser schildert den Obersten Karl v. Kopal und das 10. Feldjägerbataillon bei Santa Lucia und Vicenza; Sigismund Kelcz de Fületincz widmet dem Theresien-Ordens-Ritter Major Ignaz Freiherrn Buday de Bátor, Andreas Graf Thürheim dem „verabschiedeten Landsknecht“, General Friedrich Fürsten Schwarzenberg, unter Würdigung seiner Verdienste als Soldat und Schriftsteller, Heinrich v. Pittrow schließlich dem Nordpolfahrer Linien Schiffslieutenant Karl Weyprecht vortreffliche Lebensskizzen und Gedenkblätter.

Andreas Hofner und seine Kampfgenossen schildert uns Dr. Johannes Emmer, die Führer der Landesvertheidigung in Salzburg, Kärnten und Vorarlberg im Jahre 1809 Dr. Ferdinand Lentner als ewig denkwürdige Volkshelden und Blutzengen für die Sache des Kaisers und Vaterlandes.

Einzelne kriegerische Begebenheiten behandeln: Friedrich Ritter von Wiser „Unsere Thermophylen in den karnischen Alpen. Heldentod

der Ingenieur-Hauptleute Hensel und Hermann", Karl Medopil „Wiener Bürger im Jahre 1809", Alois Ritter von Hammerle „Der Feldzug der Oesterreicher im Jahre 1809 mit einem kurzen Blicke auf die gesammten französisch-österreichischen Kriege von 1792 bis 1815", Arthur Horecky „Die Völkerschlacht bei Leipzig am 16., 18. und 19. October 1813" mit anschaulich bewegter Schilderung der einzelnen Schlachtstage und Kämpfe, Leopold Ritter von Jedina „Das Seegefecht bei Helgoland" und „Die Seeschlacht bei Lissa", Ein k. und k. General „Die Schlacht bei Custoza am 24. Juni 1866", Dr. Konrad Ritter von Zdekauer „Die Occupation von Bosnien und der Hercegovina im Jahre 1878", Josef Ritter von Lehnert „Die k. k. Kriegs-Marine im syrisch-ägyptischen Kriege im Jahre 1840".

Einen Abschnitt österreichischer Geschichte behandelt Blasius Ritter von Fraxola in seinem von Cäsar Grafen Strasoldo-Grafenberg aus dem Italienischen übersehten Essay „Beleuchtung der österreichischen Herrschaft im lombardo-venetianischen Königreiche", einer vortrefflichen, auf das reichste ziffermäßige Beweismaterial gestützten Studie, welche ein klares Bild der unausgesetzten Sorgfalt der Herrscher Osterreichs für das Wohl ihrer ehemaligen lombardo-venetianischen Provinzen ergibt. Welch ungeheure Culturarbeit seit den Tagen der großen Kaiserin in denselben geleistet ward, zu welcher hoher Blüte und Wohlfahrt diese Länderperlen unter dem österreichischen Doppelaar gelangt sind, wie musterhaft die Verwaltung in allen Zweigen des öffentlichen Dienstes eingerichtet gewesen, dafür wird eine solche Fülle schlagender Beweise beigebracht, daß auch der leidenschaftlichste Gegner Osterreichs sich der Wahrheit dieser Ausführungen nicht entziehen kann.

Bei der übergroßen Anzahl trefflicher Biographien berühmter Männer ist es im Rahmen dieser Besprechung nicht möglich, jede einzelne nach Verdienst zu würdigen. Die Mitarbeiter waren bestrebt, ein umfassendes, möglichst vollständiges Culturbild der Monarchie in Lebensbeschreibungen hervorragender Vertreter der Wissenschaft und der Künste zu bieten, das in seiner Mannigfaltigkeit von hohem Reize ist und, da jeder Volksstamm, jedes Kronland in diesem Areopag von Männern des Geistes vertreten erscheint, dem Gesamtvaterlande zum unvergänglichen Ruhme gereicht. Von Gelehrten finden wir: Johann Tobias Bürg und Josef Joh. Littrow, den Physiker Alessandro Volta, den Botaniker Franz Freiherrn von Wulfen, den Naturforscher Caspar Grafen Sternberg, den Orientalisten, Geschichtsforscher und Dichter Josef Freiherrn von Hammer-Burgstall, den Erfinder der Schiffschraube Josef Kessel, den Historiker und Dichter Johann Grafen Mailáth, den Gelehrten Josef Maximilian Grafen Ossolinsky, Gründer des seinen Namen tragenden Nationalinstitutes in Lemberg, den Erbauer der Semmeringbahn Karl Ritter von Ghega, den böhmischen Landeshistoriographen Franz Palacký, die Ärzte Dr. Julius Edlen von Krombholz, Karl Freiherrn von Rokitsky und Johann Skoda, den Mathematiker und Technologen Adam Freiherrn von Burg, den Montanisten, Afrikaforscher Johann Ritter von Ruf-

segger, den Bauer, Geometer und Kartenzeichner Peter Anich und seinen Schüler Blajius Hueber und den Technologen Johann Josef Ritter von Pechtl.

Von Dichtern und Schriftstellern: Heinrich und Matthäus v. Collin, Johann Georg Fellingner, Wilhelm v. Meyern, Karl v. Kisfaludy, Raimund und Nestroy, den calvinischen Theologen Czechias Buday, Josef Jungmann, Franz Presiren, Ernst Freiherrn von Feuchtersleben, Nikolaus Lenau, Charles Sealsfield (Karl Postl), Adalbert Stifter, Johann Evang. Burkyně, Friedrich Halm, Franz Grillparzer, den k. k. Generalmajor und croatischen Dichter Peter v. Peradovice, den Philosophen Josef Kremer, Johann Gabriel Seidl, Anastasius Grün, August Bielowski, Johann Arany, Vincenz Pol u. a.

Von Musikern: die Walzerkönige Josef Lanner und Johann Strauß, den Componisten und Claviervirtuosen Sigismund Thalberg, den Tonsetzer und Erfinder des Pansymphoniums, P. Peter Singer, und Franz Liszt;

Von Malern: Peter Kraft, Karl Marko, Karl Nahl, Moriz Ritter von Schwind, Josef Ritter von Führich und Hans Makart.

Von Bildhauern: Hans Gasser.

Von denkwürdigen Frauen finden wir durch anmuthige Lebensbilder vertreten.: die Malerin Angelica Kaufmann, der Abstammung nach eine Borarlbergerin, Fürstin Pauline Schwarzenberg, ein Opfer der Mutterliebe, die blinde Pianistin und Lirndichterin Theresia v. Paradis, Marcellina Marianna Gräfin Alexandrowicz, die Verschönerin von Baden bei Wien, die Hausfrau des Helden von Tirol, Anna v. Hofer, die Schriftstellerinnen Karoline Pichler und Johanna Franul v. Weißenthurn, die Schauspielerin Antonia Adamberger, den Zögling der Wiener-Neustädter Militärakademie und tapferen Officier Francisca Scanagatta, die kühne Weltreisende Ida Pfeiffer, schließlich Beethovens edle Freundin Theresie Gräfin Brunswick von Korompa, Gründerin der ersten Kleinkinderbewahranstalt in Wien.

Die V. Abtheilung mit Aufsätzen geschichtlichen und literarischen Inhaltes über längere Zeitabschnitte beschließt den II. Band. Constant Ritter von Wurzbach schildert „Das Kaiserhaus Habsburg-Lothringen in seinen Beziehungen zu Kunst, Wissenschaft und Literatur“, Ein alter Soldat „Habsburg mit dem Schwerte“, Dr. Karl Ferd. Kummer erörtert „Die Habsburgischen Erbheiraten“. Anton Freiherrn Pachner von Eggenstorfs Abhandlung „Der Orden vom goldenen Vliese“, Hermann Wagners Studie „Einfluss der neueren Erziehungstheorien auf das österreichische Schulwesen“ und Josef Ritter von Necherons geschichtlicher Abriss „Das Bildungswesen im österreichischen Heere vom 30jährigen Kriege bis zur Gegenwart“ sowie Alexander Halkas „Habsburgische Prinzessinnen auf dem polnischen Königsthron“ sind schätzenswerte Beiträge, die eine Fülle der Belehrung und Anregung bieten.

Franz Schmied schildert „Das Wiedererwachen der Cechischen Literatur“, Oskar Teuber „Das Cechische (böhmisches) National- und Landestheater in Prag“ in seiner Entwicklung seit 100 Jahren, Dr. Richard Maria Werner „Das Wiedererwachen der deutschen Literatur in Osterreich“, Freiin José von Schneider-Arno „Die Entwicklung des deutschen Theaters in Osterreich mit besonderer Rücksicht auf die Wiener Hoftheater“, Gustav Fleischer in kurzem Abriss „Die Geschichte der croatisch-serbischen Literatur“, Eduard Schnobrich „Die polnische Literatur in Osterreich“, Josef Berghoffer „Die Entwicklung der ungarischen Literatur im 19. Jahrhundert“, Alexander Rosen „Die Entwicklung des ungarischen Theaters“ und Eduard Ritter von Engerth „Die bildende Kunst in Osterreich in den letzten hundert Jahren“, eine Reihe gehaltvoller, übersichtlicher Abhandlungen, für welche wir den Verfassern Dank wissen.

„Geschichtliches über die k. und k. Kriegsmarine“ von Ritter von Lehnert und Freiherrn von Benko, „Größere Sendungen k. und k. Kriegsschiffe und Seeofficiere“ von Heinrich Ritter von Pittrov, „Feldmarschall Freiherr von Bürkli“ von Freiherrn von Teuffenbach, „Schweizer, die als Generale und Oberste im k. und k. Heere gedient haben“ von zwei hohen k. und k. Officieren — diese Aufsätze verbreiten über manche minder bekannte Partien der österreichischen Kriegsgeschichte volles Licht und halten in ansprechenden Lebensbildern das Andenken an die tapferen Schweizer aus meist uraltem Adel fest, die einst in großer Zahl unter den Fahnen des Kaisers ruhmvoll gefochten. So begegnen wir außer dem Feldmarschall Freiherrn von Bürkli 4 Feldzeugmeistern, 1 General der Cavallerie, 12 Feldmarschalllieutenants, 11 Generalmajoren und 8 Obersten schweizerischer Abstammung, darunter 8 Grafen und Freiherren der verschiedenen Linien von Salis, welche sich im Krieg und Frieden hohe Verdienste um die Sache des Kaisers und ihr Adoptivvaterland erworben haben. Andreas Graf Thürheims „Ein historischer Rückblick auf Osterreich-Ungarns Helden und Heerführer“ beschließt die V. Abtheilung in würdiger Weise.

Noch ist die beträchtliche Anzahl von Briefen der Herrscher und Mitglieder des Kaiserhauses sowie berühmter Männer und Frauen — viele der Briefe in facsimilierter Handschrift — zu erwähnen, die das N. J. B. G. zu einer Fundgrube historischer Denkwürdigkeiten machen und uns bedeutende Persönlichkeiten menschlich näher bringen.

Überaus reich ist dasselbe schließlich an Illustrationen, über vierhundert, darunter über 160 Bildnisse, denen wir zum Theile noch in keinem anderen Buche begegnet sind. Der Herausgeber und der Verleger haben weder Mühe noch Kosten gescheut, diesem Werke auch einen Bilderschmuck zu schaffen, dessen Reichthum und künstlerische Ausführung nach Gemälden, Kupferstichen, Holzschnitten zc. berühmter Meister wohl von keinem ähnlichen überboten werden dürften. Die k. und k. Familienbibliothek hat in zuvorkommendster Weise die Benützung ihres großen und seltenen Bilderschazes gestattet, und so sind viele der Illustrationen zum erstenmal zur Veröffentlichung gelangt.

Das Ziel, welches der Herausgeber, wie er im „Nachwort“ schreibt, vor Augen hatte, ein Werk zu schaffen, welches im Geiste der Wahrheitsliebe, in ruhigster, veröhnlichster Sprache den berechtigten Anforderungen aller Völker der österreichisch-ungarischen Monarchie nach einer würdigen und unparteiischen Darstellung ihrer ehrenvollen Vergangenheit entsprechen sollte, dieses Ziel hat er vollkommen erreicht. In der patriotischen Literatur der Monarchie wird das aus einem tiefen Bedürfnis hervorgegangene, in seiner Art einzige Werk stets einen Ehrenplatz behaupten, werden die reinsten und edelsten Absichten, von denen geleitet, Freiherr von Teuffenbach demselben ein Menschenalter rastloser Sorge und aufreibender Arbeit gewidmet hat, sich der allgemeinen Anerkennung und des Dankes aller Vaterlandsfreunde zu erfreuen haben. „Ich weiß gar wohl,“ schließt der Herausgeber sein Nachwort, „dass die heutige stürmisch bewegte Zeit mit ihren nationalen Reibungen und Kämpfen keine günstige für die Aufnahme und vorurtheilsfreie Würdigung eines Werkes wie das N. J. V. E. ist. Gerade solche Bücher können aber bei geschickter Verwertung in Schule und Haus vieles zur Klärung unserer durch gewissenlose Verheerungen zerfahrenen politischen Verhältnisse sowie zu gegenseitiger besserer Werthätzung unserer Länder und Völker beitragen, deren Einigkeit und enges Zusammenwirken und Schaffen diese noch stets wider alle Feinde geschirmt haben.“ — „Osterreich-Ungarn über alles, wenn es einig ist.“

Die vor fünf Jahren erschienene 1. Auflage des von der k. und k. Hofbuchhandlung Karl Prochaska prächtig ausgestatteten Werkes ist sicherem Vernehmen nach erschöpft. Wir glauben uns mit allen Lesern desselben in dem Wunsche zu begeben, dass zur größeren Verbreitung recht bald eine billige Volksausgabe zustande komme, damit es in die weitesten Kreise der Bevölkerung dringe, insbesondere aber in keiner Lehrer- oder Schülerbibliothek Osterreich-Ungarns mehr fehle. Ist es doch ein größtenteils reichliches, unparteiisches Werk wie kein zweites in diesem Umfange und für alle unsere Völker und Glaubensbekenntnisse angepasst, das daher seines hohen patriotischen und Bildungswertes wegen die thatkräftigste Unterstützung und Förderung von berufener Seite verdient.

Zum Schlusse sei es gestattet, der vieljährigen Thätigkeit des Freiherrn von Teuffenbach als patriotischen Schriftstellers auf pädagogischem, militärischem und geschichtlichem Gebiete zu gedenken und auf die Gründe hinzuweisen, welche ihn nach klar erkannter Nothwendigkeit Schritt für Schritt zur Bearbeitung und Herausgabe seines vaterländischen Ehrenbuches förmlich gedrängt haben. Schon vor mehr als 20 Jahren hat der Freiherr im Einklang mit dem damaligen Leiter des k. k. Unterrichtsministeriums und anknüpfend an dessen bekannte Erlässe an die Universitätsbehörden die Schäden unseres Unterrichtswesens mit wahrhaft soldatischem Freimuth beleuchtet und die Mittel und Wege, auf denen eine Besserung anzubahnen wäre, dargelegt. „Beiträge zu unserem Schul- und Unterrichtswesen. Von einem Vaterlandsfreund,“ in der Zeitschrift „Osterr.-Ungar. Militärische Blätter“ 1875, I. Band, erschienen, so hieß das Mahnwort, das jedem die Augen öffnen mußte, der sie

nicht absichtlich verschloß. Die damaligen Gebrechen des Schulwesens wurden schonungslos, streng sachlich aufgedeckt und Abhilfe verlangt. „Die Erziehung der Jugend hat von jeher zu den wichtigsten und heiligsten Aufgaben eines Staates gehört, denn in ihrer gedeihlichen Entwicklung, in ihrer sittlichen Heranbildung beruht die Zukunft eines Reiches. Wo dem Jüngling Treue gegen den Monarchen, Ehrfurcht vor der Religion und dem Glauben, Vaterlandsliebe und Achtung vor dem Gesetze eingeprägt, wo ihm Gehorsam gegen die Oberen zur heiligen Pflicht gemacht wird, da braucht man um das Wohl eines Staates nicht besorgt zu sein; wo dagegen schon in der Schule Zuchtlosigkeit und Ausschreitungen aller Art geduldet werden, wo Unfleiß und Nachlässigkeit keine genügende Strafe finden: da steht es schlimm um die Zukunft eines Landes, denn seine Beamten, die Hüter des Gesetzes, die Wächter und Vertheidiger seiner Grenzen werden aus der Mitte dieser ungezogenen Jugend entnommen werden müssen, und sie werden wahrlich nicht geeignet sein, das Ansehen und die Größe des Reiches würdig zu vertreten und zu schützen. Das sind Glaubenssätze, so alt wie die Erfahrung über die Erziehung der Jugend; niemals aber hatten sie eine so große Berechtigung als seit dem Augenblicke, wo die allgemeine Wehrpflicht eingeführt ist und der größte Theil der Officiere aus den Civilanstalten entspringt.“ So schrieb der Verfasser in der Einleitung seiner Schrift und besprach darauf die damaligen Gebrechen des Schulwesens, als: die Nationalisierung der Schulen, Rückwirkung auf die bewaffnete Macht, den Wert einer einheitlichen Schulerziehung, die verfehlte Einteilung des Lehrstoffes, zu milde Handhabung der Schuldisciplin, geringe Religiosität der Schüler, Geringschätzung der Autoritäten, die politische Haltung der Studenten, Studentenvereine, Haltung der Professoren, Nachtheile der Freizügigkeit zwischen den deutsch-österreichischen und deutschen Universitäten für Osterreich, Lehrbücher u. a., unter Anführung der einschlägigen Urtheile der Tagespresse nebst Andeutungen über nothwendige Änderungen im Schul- und Erziehungsweisen. Für seine Anschauungen brachte der Verfasser eine erdrückende Fülle beglaubigter und notorischer Thatfachen bei, deren Schwergewicht noch heute nach mehr als 20 Jahren, da vieles besser geworden, sich niemand entziehen kann. „Die Lehrbücher müssen alle nach einem einheitlichen Plane verfaßt, von gleichem Geiste geleitet werden. Durch sie muß die Größe, die Macht und das Ansehen unseres Reiches in der verschiedensten Weise zum Ausdruck kommen. Die Geschichte wird die glänzende Vergangenheit, unsere Herrscher und die großen Männer des Vaterlandes in lebendigen Bildern vorsehren, zweckmäßig verfaßte Lehrbücher werden schon in den Kindern den Keim zur Anhänglichkeit und Liebe für das Herrscherhaus und das Vaterland streuen können. In der Schuljugend erziehen wir uns die Beamten und Würdenträger des Staates, im weiteren Sinne das Volk und dadurch auch die Armee. Auf die Dauer kann ein Staat keine verlässliche Armee, keine treuen, hingebenden Beamten besitzen, wenn Redlichkeit, Gehorsam, Vaterlandsliebe, Unterthanentreue, Sitte und Religion nicht auf allen Schulen eingeprägt werden.“

Die Enthüllungen des Vaterlandsfreundes haben damals ein so allgemeines Aufsehen erregt, daß es ein mit den praktischen Schulzuständen unseres Vaterlandes vertrauter Fachmann unternahm, die tiefe Wirkung der Schrift zu constatieren und zur Klärung der Verhältnisse einiges beizutragen. So äußerte Professor Ambros Mayr in den „D.-U. Militärischen Blättern“ u. a.: „Vor allem nehme ich keinen Anstand, daß ich, was den principiellen Standpunkt des Verfassers anbelangt, mich, wie es ja jeder ehrliche Oesterreicher thun muß, unbedingt zu seinen Grundsätzen bekenne. Gewiß ist es der patriotische Standpunkt, von dem am triftigsten und zweckmäßigsten ausgegangen wird, wenn es sich um eine Frage handelt, die einen so eminent politischen Charakter trägt, wie das bei der Frage nach den thatsächlichen Zuständen unserer Unterrichtsanstalten, nach den Verhältnissen der Bildungs- und Erziehungsstätten unserer Jugend ohne Zweifel der Fall ist. Zudem muß ich gestehen, daß ich selten in so maßvoller und unbefangener Weise, aber eben so selten mit so viel Klarheit und Einsicht über die unverkennbaren Schäden und Mängel unseres Schulwesens ein Urtheil abgegeben las, als wie es in dem berührten Artikel der Fall ist. Der Verfasser der ‚Beiträge‘ hat sich durch seine wahrheitsgetreue und ungeschminkte Darlegung unserer Schulverhältnisse unleugbar ein großes Verdienst erworben. Viele, ja alle Oesterreicher, die es mit dem Wohle ihres Vaterlandes redlich meinen, werden, was das Meritorische seiner Auseinandersetzungen anbelangt, ihm aus vollem Herzen zustimmen. Insbesondere finden auch seine Vorschläge rücksichtlich der Besserung dieser so arg verfahrenen Verhältnisse unseren entschiedenen Beifall, und wir hegen nur den einen Wunsch und die zuversichtliche Hoffnung, es möge an höchster Stelle die Bedeutung derselben recht gewürdigt und dem immer mehr um sich greifenden Übel mit dem Aufgebote aller Mittel gesteuert werden, ehe es zu spät ist.“

Schon ein Jahr zuvor hatte Freiherr von Teuffenbach unser Militärerziehungswesen, das, damals neu eingeführt, im engen Anschluss an die allgemeinen bürgerlichen Lehranstalten eigentlich nur als eine Ergänzung derselben nach der militärischen Richtung angesehen werden konnte, einer ebenso gründlichen, von tiefem Verständnis zeugenden, freimüthigen Beleuchtung unterzogen, die Schäden und Gebrechen desselben aufgedeckt und seine reformatorischen Ideen in einem alle Zweige der Militärerziehung umfassenden Plane entwickelt, der seither in dem nun bestehenden Militärerziehungs- und Unterrichtssystem seine glückliche Verwirklichung gefunden hat. Insbesondere sind die im Capitel „Über Militärerziehung überhaupt“ niedergelegten Grundsätze ein wahrer Goldschatz von Lebensweisheit und Erfahrung, das Bekenntnis eines erleuchteten Denkers und Erziehers mit nüchtern abwägendem Urtheil und feurigem Soldatenherzen — Grundsätze, die, solange es Armeen gibt, wohl für alle Zeit die Grundlage eines zweckentsprechenden Militärerziehungs- und Unterrichtswesens bilden müssen. Obenan steht dem Verfasser die Bildung des Charakters als nothwendigster Tugend jedes einzelnen im Soldatenstande. „Im Charakter liegt eine unendliche Kraft; den wider-

lichsten Verhältnissen kann der Mensch Trotz bieten, wenn er nur seiner selbst gewiss ist." — „Wir haben so ausführlich bei diesem Gegenstande verweilt,“ schließt er seine eingehende Betrachtung, „weil die neuere Erziehung sich vielzu wenig mit der Pflege des Charakters, der Selbständigkeit und der Willenskraft, dagegen vielzu sehr mit dem Ansammeln von Wissen beschäftigt und dadurch den militärischen Geist sehr schädigt, denn die Armee braucht Männer der That, des raschen, entschiedenen Handelns, der festen, nie zu erschütternden Überzeugung, kann aber der Vielwischer leicht entbehren. Darum vor allem Pflege des Charakters und dann erst Ausbildung des Geistes.“

Im Capitel „Unterricht in den hervorragendsten Gegenständen“ entwickelt der Verfasser auch die Grundsätze, wonach Geschichte gelehrt werden soll, und schreibt u. a.:

„Wie durch die Militärgesetze der militärische Geist geweckt werden soll, so müssen Anhänglichkeit an das Herrscherhaus und Treue gegen seinen Stand und sein Vaterland durch die Geschichte gelehrt und eingeimpft werden. Nicht todte Zahlen, nicht nackte geschichtliche Thatsachen sollen vorgetragen werden, sondern Züge des Heldenmuthes und der Aufopferung, Kämpfe unterdrückter Völker gegen die Fremdherrschaft müssen lebendige Gestaltung erhalten und in den Jünglingen das Feuer der Vaterlandsliebe, der Unterthanentreue entzünden. Nichts ist so sehr wie die Geschichte geeignet, wahren Soldatenmuth, Ausdauer und Hingebung an das große Ganze zu wecken und zu Opfern zu entflammen. Deshalb räume man nach einem kurzen Abriss über die Entwicklung des Menschengeschlechtes und das Alterthum der Geschichte des Vaterlandes den ersten Platz ein. Nicht allein an Horatius Cocles, an Mutius Scävola, an Brutus dem älteren oder an Manlius möge die heutige Jugend die Begeisterung für hohe Thaten schöpfen: die Helden der vaterländischen Geschichte sind näher liegende und daher zündendere Beispiele; nur muß der Lehrer selbst nicht in alte Fußstapfen treten, sondern sich eine neue Bahn brechen und Umschau halten in heimischen Chroniken, die von Sprossen der edelsten Geschlechter wie von schlichten Männern Thaten melden, welche sich kühn mit jenen der Helden aus der Römer- und Griechenzeit messen können.“

Die in den angezogenen Sätzen enthaltenen Gedanken und Maxime haben Freiherrn von Teuffenbach zur Herausgabe seines groß angelegten vaterländischen Ehrenbuches förmlich gedrängt. Er hat damit eine sehr fühlbare Lücke in unserer vaterländisch-patriotischen Literatur ausgefüllt und eine alte Schuld gezühnt: die der Herabsetzung des Osterreichthums, der Verkennung unserer tausendjährigen Geschichte und damit alles dessen, was bei uns Großes und Ewiges für den ganzen Welttheil, für die Cultur der Menschheit geschaffen und geleistet worden, die im Kampfe gegen die Osmanen wie gegen die fränkische Oberherrschaft unter den Schwingen des Doppelaares geborgen war. Mehr als fremde Mißgunst hat die uns leider im Blute sitzende Tadelsucht an uns selber verbrochen. Das ist nun doch anders geworden; die Archive haben sich geöffnet, unsere Geschichtsschreibung macht einmal Ernst, der

systematischen Verkleinerung osterreichischen Verdienstes um die Freiheit und Cultur Europas entgegenzutreten und unseren großen Männern den ihnen gebirenden weltgeschichtlichen Ehrenplatz für alle Zeit zu sichern. Diese patriotische Pflicht hat das „Neue Illustrierte Vaterländische Ehrenbuch“ in seinem Rahmen auf das glücklichste gelöst.

Den genannten pädagogischen Schriften reihen sich noch manch andere verdienstvolle Beiträge des Freiherrn von Teuffenbach in den „D.-U. Militärischen Blättern“ an, die rein militärischer Natur sind wie der Preisaufsatz „Zur Lösung der Officiersersatzfrage“, „Ein Blick in das Leben Nadekfs“ mit einer größeren Auswahl von Briefen und einer Denkschrift des Feldmarschalls, der sich darin als ein Seher erweist, „ber Einjährig-Freiwillige“, dann verschiedene Reglementsstudien u. dgl. In diesen Schriften sind viele Vorschläge und Anregungen enthalten, welche verdiente Beachtung gefunden haben und auf die Neugestaltung unseres Heerwesens von Einfluß gewesen sind.

Von früheren Werken des Freiherrn von Teuffenbach, die gewissermaßen als Vorläufer des N. J. B. G. zu betrachten sind, hat das „Vaterländische Ehrenbuch. Geschichtliche Denkwürdigkeiten aus allen Ländern der osterreichisch-ungarischen Monarchie“ (Wien und Teschen 1877 bei Karl Prochaska) und „Vaterländisches Ehrenbuch. Poetischer Theil. Geschichtliche Denkwürdigkeiten aus allen Ländern und Ständen der osterreichisch-ungarischen Monarchie in Gedichten“ (Salzburg 1879 bei Heinrich Dieter) in allen vaterländischen Kreisen Würdigung gefunden. Der Herausgeber hat sich an diesen Werken mit vielen Beiträgen beteiligt.

Zahlreich sind auch außer den bereits in der vorliegenden Besprechung erwähnten die in verschiedenen Jahrbüchern, Zeitschriften oder als Einzelschriften erschienenen Biographien von demselben Verfasser, z. B. „Josef Fürst Poniatowski, Marschall von Frankreich — ein Wiener Kind“, „Maria Anna Gräfin Thürheim. Ein edles Frauenherz“ sowie die umfangreiche, farbenprächtige geschichtlich-biographische Studie über den Staatsmann und berühmten Reisenden Sigismund Freiherrn von Herberstein, dessen Leben und Wirken stets ein Ruhmesblatt in der Geschichte des gräßlichen Hauses Herberstein bilden wird. Wir können nur wünschen, daß alle diese so wertvollen Biographien und sonstigen kleineren Schriften des Freiherrn von Teuffenbach recht bald gesammelt in Buchform erscheinen und so unsere vaterländische Literatur dauernd bereichern mögen.

Noch sei der 1877 in Berlin, Verlag von F. Luchhardt, erschienenen Schrift „Seid einig! Ein Mahnruf an die Völker Osterreichs von einem Patrioten“ gedacht, aus der uns ein echt staatsmnnischer Geist entgegenweht. Sie wurde von einem bedeutenden, formgewandten und hochbegabten Schriftsteller verfaßt, an deren Inhalt hat aber der Freiherr von Teuffenbach, wie es die Ähnlichkeit des Gedankenganges in derselben mit dessen Schriften wohl erkennen lässt, sicher einen nicht unwesentlichen Antheil, der aus gegenseitigem Meinungsaustausch hervorgegangen sein muß.

In flammenden Worten kennzeichnet der Verfasser in dieser Schrift unser bekanntes Erbbel und schreibt: „Der Pessimismus ist der furcht-

barste Feind Osterreichs; jener naturwidrige Pessimismus, der im eigenen Lande alles schlecht, im fremden alles besser findet; welcher das ehrlichste Streben verdächtigt und jeder That unedle Beweggründe unterschiebt; welcher zweifelt, mißtraut, verurtheilt, ohne zu prüfen. Die Apostel des Pessimismus betrachten Osterreich als ihre Domäne, da eine Periode des Überganges hier eintrat, in welcher die alten Ideen und Autoritäten zerstört und die neuen noch nicht lebendig geworden waren. Sie predigten ihre Lehren mit Eifer und mit Erfolg, sie bemächtigten sich der Jugend, der Literatur, der Presse; sie verdarben in den Lehrjähren den Geist der heranwachsenden Generation, und auf dem Forum des öffentlichen Lebens umstrickten sie mit ihrer Sophistik die Politiker" u. s. w.

Die Parteien erfahren hierauf eine so scharfe, wahrheitsgetreue Beleuchtung, daß jede mit ihren Sonderbestrebungen sich zu dem ihr entgegen gehaltenen Spiegelbilde bekennen muß. Das meiste dessen, was der Verfasser über unser Parteileben und seine Auswüchse schrieb, ist noch heute giltig; manche Vorhersagung hat sich bereits buchstäblich erfüllt. So ist der „Wahrruf“ heute noch ebenso lesenswert wie vor zwanzig Jahren, indem er klar andeutet, auf welchem Wege das Heil unserer Zukunft liegt. Möge die Stimme des „Patrioten“ nicht ungehört verhallen!

Die hohen Verdienste, welche Albin Reichsfreiherr von Teuffenbach sich in einer langjährigen activen Dienstleistung als Soldat, als Erzieher von fünf Erzherzogen und als patriotischer Schriftsteller erworben, sind von Seiner Majestät dem Kaiser, als der Freiherr am 18. August d. J. seine erfolgreiche Mission als Erzieher erfüllt sah, durch die Verleihung des Feldzeugmeister-Charakters und des Ordens der eisernen Krone I. Classe belohnt worden. „Möge der Ruhestand,“ schrieb Oskar Teuber im „Armeebblatt“, „nur die wohlverdiente Muße nach erfolggekrönter 44-jähriger treuer und hervorragender Dienstzeit, den Anbruch einer neuen fruchtbaren Arbeitszeit des Schriftstellers Teuffenbach bedeuten. Was der Feldzeugmeister bisher gewirkt, hat ihm den Dank des Kaisers und Vaterlandes erworben; er wird diesen Dank noch mehren durch die Thaten, die wir von seinem Ruhestande erwarten. Ein Mann wie dieser vermag nicht zu ruhen; er wird fortwirken, getreu dem von ihm so wahr und innig befolgten Spruche: „Mit Gott für Kaiser und Vaterland!““

Graz.

Friedrich Marz.





Österreichisch-Ungarische Dichterhalle.

Aus dem Croatischen.

Wien.

Von Dr. Moriz Landwehr.

Vorbemerkung.

Die zwei ersten Gedichte sind Volkslieder und zwar aus der von Bogišić herausgegebenen Sammlung (im „Glasnik zrpskog učenog društva“ 1878, Nr. 24, Nr. 114, Nr. 81), welche aus alten Handschriften geschöpft ist. Sie stellen eine ältere Stufe des Volksliedes dar als diejenigen, welche seit Vuk Stefanović Karadžić in unserem Jahrhundert aufgezeichnet worden sind. Das zweite davon ist in dem allbekannten serbischen Heldenverßmaß („Deseterac“ = Zehnsilber) abgefaßt und ist nur durch die gänzliche Unwissenheit des unbekanntem Dichters über die Lage von Wien interessant. Wichtiger ist das erste Gedicht, vor allem durch seine Form. Der Rhythmus ist folgender:

— — — — — 0 || — — — — —

Es ist dies eine Form des Heldenliedes, „Bugarstica“ benannt, welche in der wissenschaftlichen Welt erst seit 1870 bekannt geworden ist (Miklosich, „Beiträge z. Kenntn. d. slav. Volkspoesie“) und, wie es scheint, in einem ziemlich engen Zusammenhang mit der Kunstpoesie in Ragusa steht (Bogišić in der Einleitung). Der Inhalt des Gedichtes ist schwach, wie überhaupt diese ganze Gattung an poetischem Gehalt hinter den Liedern im Deseterac zurücksteht. Als Ursache betrachtet man, daß sie zur Zeit, da die Lieder ausgezeichnet wurden, schon im Niedergang begriffen war. Heute ist sie vom Deseterac gänzlich verdrängt. Geringe Überreste der Bugarstice in unserem Jahrhundert erwähnt Bogišić a. a. D., S. 69/70. Der „Ungarnherzog Janko“ ist Johann Hunyady.

Als Übergang zur ragusanischen Kunstdichtung dient das dritte Gedicht dieser Gruppe. Es hat denselben Rhythmus wie das erste, nur daß die erste Hälfte des Verses akatalektisch ist und der ganze daher sechzehn Silben hat. Charakteristisch für die Form der Bugarstica ist der nach dem ersten und dann nach je zwei Versen folgende Weivers, der hier immer eine Anrede an die Stadt enthält und wohl auch im ersten Lied („Blatto“) bestand, wo ihn nur die Aufzeichner als unwesentlich ausgelassen haben dürften, da er in der That fast nie einen für die Entwicklung des Gedichtes nothwendigen Gedanken enthält. Der

unbekannte Verfasser des Gedichtes, sicher ein gebildeter Mann, lebte höchstwahrscheinlich in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Die drei Poeme der zweiten Gruppe sind den „Ausgewählten Gedichten“ des Dichters Zlijasević (Ugram 1876), S. 119, 129, 145 entnommen und zeigen drei verschiedene Seiten seiner Muse: das pathetische, muntere und sentimentale Genre. Die Übersetzung des zweiten Gedichtes ist frei.

Herzog Janko und Blatko Mladjenović.

An der Donau bleichten einst junge Mädchen zartes Linnen,
 Herzog Janko ritt vorbei g'rad auf seinem guten Pferde,
 Und es frug sie alsogleich unser Ungarnherzog Janko:
 „Was ist für ein groß Geschrei dort bei Muhac' losgegangen,
 Feiert jemand Hochzeit dort, oder ist ein Kind geboren?“
 „Weder gibt es Hochzeit dort, noch auch ist ein Kind geboren,
 Nein, die Türken schlugen g'rad unser Heer am Feld von Muhac',
 Aus dem Kampfe fliehen — sieh — dort verwundet Ungarnkämpfer,
 Auf dem Weg erwartet sie drüben Blatko Mladjenović,
 Nimmt ihnen die Waffen ab und die tapfern Heldenpferde!“
 Zu den Mädchen sprach darauf so der Ungarnherzog Janko:
 „Rufet doch sogleich herbei jenen Blatko Mladjenović,
 Saget ihm treuherziglich, nur damit er es Euch glaube:
 Hier vorbei kommt hoch zu Ross so ein Ungar, schwer verwundet,
 Unter ihm ein schöner Rapp', schnell wie von dem Berg die Vila,
 An der Hüfte ihm ein Schwert, rings mit Silber schwer beschlagen,
 Auf dem Haupte trägt der Held einen Helm mit weißen Federn,
 Und die Federn decken ihm ganz die breiten Heldenschultern!“
 Nichtig hörte das gar bald jener Blatko Mladjenović,
 Und er macht sich auf die Jagd nach dem Ungarnherzog Janko,
 Und er treibt das Rösslein an, und er zieht den scharfen Säbel,
 Aber zu ihm sagte da schnell der Ungarnherzog Janko:
 „Komme doch noch näher her, denn ich bin ja schwer verwundet!“
 Doch zugleich erfasste er mit der Rechten seine Keule,
 Schlug damit auf Blatko los, wo es möglich und unmöglich,
 Bis dem Blatko war sein Hemd ganz von seinem Blut durchtränket,
 Und erst dann nahm er sein Schwert, hieb das blonde Haupt vom Kumpfe.



Der König von Wien schlägt die Türken vor Wien.

Donnert es wohl, oder bebt die Erde,
 Oder schlägt das Meer an Marmorufer,
 Oder dröhnt die Drinac planina,
 Oder brüllen bei Zadar Geschütze?
 Weder donnert es, noch bebt die Erde,
 Noch auch schlägt das Meer an Marmorufer,
 Weder dröhnt die Drinac planina,
 Noch auch brüllen bei Zadar Geschütze:
 Nein — vor Wiens Umwallung zieh'n die Türken.
 Wiens Beherrscher sah die Türkenheere,

Und er blickte auf zum heitern Himmel,
 Zu dem heitern Himmel sprach der König:
 „Ach, was soll ich, o Du Herr im Himmel,
 Wer kann solcher Macht wohl widerstehen?“
 Und vom Himmel hört er eine Stimme:
 „Fürchte nichts, o König, Du mein Diener,
 Trage vor dem Heere keine Fahne,
 Sondern nur ein Kreuz mit Jesu Namen,
 So wirst Du die Türkenmacht bestehen!“
 Als der König das verstanden hatte,
 Dankte freudig er dem heitern Himmel,
 Zog sogleich von Wien mit seinem Heere,
 Vor dem Heere trug er keine Fahne,
 Sondern nur ein Kreuz mit Jesu Namen.
 Und er traf sogleich die Türkenheere —
 Hätte einer das nur sehen können,
 Wie die Türkenköpfe lustig flogen
 Und der Gjaur blanke Säbel blinkten!
 Schwarzes Blut, soweit das Meer sich stretchet
 Unter Wiens Umwallung, färbt das Wasser,
 Schwarzes, dickes Blut von Türkenköpfen.
 Als die Türken so geschlagen waren,
 kehrte heim gesund nach Wien der König,
 Und er dankte froh dem großen Gotte,
 Dafs er so die Türkenmacht vernichtet.



Grufz an Ragusa.

Heil Dir, o Du frei Ragusa, hochberühmte Stadt, Du hehre,
 Stadt Du, weit gepriesen
 Von der Sonnenleuchte Aufgang, bis wo sie ins Meer sich senket,
 Die Du stark und frei gewesen von der Zeiten erstem Anfang,
 Herrliches Ragusa,
 Gott so lieb in seinem Himmel wie den Herrschern dieser Erde!
 Mögen andere sich mühen, mächt'ge Heere auszurüsten,
 O Du allgeehrte,
 Und durch ritterliche Künste sich der Feindesmacht erwehren,
 Du allein hast jenen Sinn und jene Kraft des reinen Glaubens,
 Du von Gott Geliebte,
 Die in jeder Art Bedrängnis Deine Mauern schützt und schirmet!
 Heil Dir, mächt'ge Stadt, in Zukunft immer sei Dir dies beschieden,
 Dir, Du Hoheitsvolle:
 Niemals möge Krieg Dich schrecken, stets der Friede bei Dir wohnen!



Dichtungen von Mijasević.

An die Sonne.

— — — — — (dreimal)
 — — — — —

Heil, Sonne, Dir, bei Deinem Morgenaufgang
 Senkt sich die schwarze Nacht zur Meeresküste,
 Und träumend murmeln dann die Bogen sanfte,
 Liebliche Weisen!

Du stets Erneute und doch stets die Gleiche,
 Bringst uns den Tag, um wieder ihn zu nehmen
 Und wieder ihn viel schöner rückzuführen

Uns zum Entzücken!

Du streuest aus Dein Gold am Himmelsbogen
 Und von den Bergen abwärts zu den Eb'nen,
 Und hast Du auch das Meer mit Gold bedeckt,

Immer doch bleibt Dir's.

Wer sich mit Deiner Größe wollte messen,
 Der mag die Welt erwärmen, wie es Du thust,
 Und Lust verbreiten und mit Dir im Bettstreit Leben erzeugen.
 Was rings im Meer schwimmt, was im Staube kriechet,
 Was leise zwitschert auf des Ates Spitze,
 Der Mensch auch, des Gedanke himmelan strebt,

Alles verehrt Dich!



Ein kleines Unglück.

Als einmal ein junges Mädchen
 Eine schöne Rose brach,
 Störte sie ein eifrig Bienlein,
 Das sie in die Lippen stach.
 „Mutter, weh, was soll ich machen!“
 Rief das Mädchen, tief entsetzt,
 „Ach, wie hat die schönen Lippen
 Mir die Biene schwer verletzt!“
 Doch die Mutter sprach mit Lachen:
 „Fürchte nichts, und bleib mit Ruh,
 Was die Biene so gereizet,
 Siehst Du, Kindlein, warst ja Du!
 Freu' Dich dieser kleinen Wunde,
 Denn das eine thut sie kund:
 Dafs für eine rothe Rose
 Hielt die Biene Deinen Mund!“



Der Schlaf.

Von den Bergen fällt der Schatten,
 Und er sucht auf Erden Ruh',
 Hinter ihm, ein Trost den Matten,
 Schwebt der sanfte Schlaf herzu.
 Alles schweigt, das Meer, die Felder

Und die Leute drin im Haus,
 Tief in Schweigen steh'n die Wälder,
 Schweigend ruht der Erdkreis aus.
 Wie ein Kind in Vaters Armen
 Schläft Natur ohn' Sorg' und Acht,
 Weiß sie doch, daß voll Erbarmen
 Stets ihr Gott sie treu bewacht.



Der Obstgarten.

Von L. v. Mertens.

Wien.

(Schluß.)

Wenn nur das Gewissen und die Ehre nicht wären! Diese bringen uns arme Menschen ins größte Elend, lassen uns gar nicht aus dem Jammer kommen. Wenn es kein Gewissen gäbe, dann könnten wir das viele Geld behalten und noch viel, viel mehr dazu kriegen. Dann säßen wir miteinander im Theater oder in einem Wagen oder in einer schönen Stube. Wir hätten unseren Braten und unsere seidenen Kleider.“

„Mutter, was denkst Du denn an alle diese schönen Dinge? Wir sind einmal arm und bleiben arm. Mache Dir das Herz nicht schwer!“

„Ich meine nur so. Und an schöne Sachen zu denken ist wenigstens keine Sünde.“

„Freilich ist dies keine Sünde. Aber es kränkt Dich, daß Du sie nicht hast. Und Du solltest Dir nur den Zorn ansammeln, damit Du mit dem Herrn recht ohne Furcht reden kannst.“

Die Alte schwieg und weinte still vor sich hin. Marie konnte nicht in der Stube sitzen, sie hatte weder Raß noch Ruhe. Sie nahm ihr Tuch und gieng in den Garten hinaus.

Marie empfand sich wie verwandelt. Die Stunde lastete schwer auf ihr, doch war das Mädchen so stark, so muthig geworden. Ein Stolz regte sich in dem jungfräulichen Herzen und eine Kraft im Arme, als gälte es, sich zu wehren wider das Unheil.

Die alte Gärtnerin trat in das kleine Cabinet des reichen Mannes. Der Bediente hatte sie schmunzelnd dem Gebieter gemeldet, und dieser erwartete, an seinem Schreibtische sitzend, das demüthige Weib.

„Ah liebe Frau Berger! Was führt Sie zu mir in die Stadt?“
 Bitternd und schluchzend hielt die Alte die Banknoten, welche sie aus ihrem Tuche gewickelt hatte, in der Hand. Doch konnte sie das rechte Wort nicht finden.

„Sie bringen mir Geld? Ihre hübsche Tochter hat mir ja vor wenigen Tagen erst den Ertrag aller Äpfel und Kohlhäupter aus meinem Garten überbracht.“

„Es ist das Geld, das uns Euer Gnaden geschenkt haben. Das Mädchel — das Mädchel — kann sich von Euer Gnaden, kann sich — von Euer Gnaden — nicht — küssen lassen.“

Herr Werner lachte laut auf.

„Ich habe ja das Geld nur zu Ihrer besseren Pflege bestimmt, liebe Frau Berger!“

„Wir haben gemeint —“

Die Gärtnerin stockte, sie kam sich so albern vor, sie brach in ein stilles Schluchzen aus.

Der stolze Mann wußte nichts von Verstellung. Er hatte bisher jeden seiner Wünsche erreicht, wenn auch oft mit schwerem Gelde erkauft. Der Markt, auf welchem man Ehre und Küsse kauft, war ihm stets offen gewesen. Er wußte nichts von wahrhaft ehrlichem Widerstande bei armen Leuten, höchstens von Verzögerung wegen des Preises.

„Liebe Frau Berger,“ sagte er freundlich, „Sie sind eine kluge Frau und wissen die Verhältnisse zu beurtheilen! Reden wir ohne Hinterhalt und ohne Zorn! Ihre schöne Tochter gefällt mir, ich wollte Ihnen beiden gerne eine frohe Zukunft verschaffen. Sie sind kränklich, Ihre Tochter unverorgt. Der Obstgarten könnte in Ihr Eigenthum übergehen.“

Die Gärtnerin wußte sich nicht zu rathen. Sie wurde so schwach, daß ihr der Gebieter einen Stuhl zuschieben mußte. Sie schluchzte ununterbrochen fort. Endlich erhob sie sich und legte das Geld auf den Schreibtisch.

„Euer Gnaden müssen verzeihen — ich schäme mich, weiter zu reden — mein Kind hat auch seinen Kopf — das Kind hat nichts davon hören wollen.“

„Behalten Sie das Geld, liebe Frau, auch wenn Ihre Tochter nichts von mir hören will! Behalten Sie es mit gutem Gewissen!“

Und er legte das Geld in die Hand der Alten und gieng an das Ende des Zimmers. Die Gärtnerin wollte sich verabschieden, aber sie hatte noch etwas auf dem Herzen. Sie schritt dem Gebieter nach und sprach stotternd:

„Gnädiger Herr! Wir wüßten nicht, wohin auf der weiten Welt, wenn uns der gnädige Herr den Dienst kündigen wollten.“

Da fuhr Herr Werner im Zorn empor. Mit starker Stimme sagte er: „Halten Sie mich für so erbärmlich, daß ich mich an Ihnen rächen wollte, gute Frau? Gehen Sie beruhigt nach Hause!“

Zitternd entfernte sich das Weib aus dem Cabinet.

Der reiche Mann aber biß sich in die Lippe.

„Wie klein sind wir doch alle,“ dachte er, „wo wir das echte Schöne wünschen, müssen wir bitten oder darben! Es kommt uns nicht entgegen, und wir werden lächerlich, wenn wir seinen Besitz ertrogen wollen.“



Der December und der Jänner blieben frühlingsartig. Auf dem kleinen Grasplaz hinter dem Apfelbaume blühten die Maßliebchen fort und fort. Zu Anfang des Februar hingegen begann es plötzlich zu schneien und schneite zwei Tage und zwei Nächte hindurch. Am dritten Morgen wurde der Himmel blau, aber die Kälte fieng kräftig zu wirken an. Der Wind wehte bald aus Osten, bald aus Norden. Die Eisblumen am Fenster glitzerten. Die Kälte währte jetzt ununterbrochen vierzehn

Tage lang, das alte Thermometer vor dem Gärtnerhause zeigte einmal des Morgens zehn bis zwölf Grade unter dem Gefrierpunkte.

Dieser Witterungsstand beeinflusste sehr verderblich die geschwächte Kraft der alten Gärtnerin. Sie konnte das Bett nicht verlassen, und das Fieber hielt Tag und Nacht an.

Marie blühte unter dem allen fast wunderbar auf. Sie war geschäftig den Tag über und wachte bei Nacht oft stundenlang am Bette der Kranken. Obgleich sie sich selbst bei ihrem Mangel an warmen Kleidern während der großen und dauernden Kälte Husten und Schnupfen zugezogen hatte, konnten diese kleinen Leiden ihrer sonst so kräftigen Gesundheit nichts anhaben, und die Jungfrau wuchs zu stiller Hoheit empor. Es war, als ob der Friede einen schützenden Schleier über sie ausgebreitet hätte. Mariens Wangen waren rosenroth, wenn sie auch nicht lächelten.

Das Mädchen war meist ernsthaft gestimmt, aber nicht traurig. Da die Mutter schon seit Jahren kränklich gewesen war, so vermochte das neuerliche Kranksein derselben bei des Mädchens Erfahrungslosigkeit die Sorge der Tochter nicht zu mehren. Die alte Gärtnerin wurde in der letzten Zeit gesprächiger als jemals. Sie erzählte in ihrer fieberhaften Aufregung Ereignisse ihrer Jugend, sie erzählte Geschichten aus der Stadt, sie gab dem lauschenden Mädchen Aufschluss über Verhältnisse im Leben, die der Unerfahrenen völlig neu und überraschend waren.

Marie konnte während dieser Gespräche mit ihrem Erstaunen, mit ihrer Entrüstung oft nicht fertig werden, aber ihr Verstand und ihr Gemüth reisten unter all den Erzählungen.

Um die Mitte des Februar änderte sich das Wetter über Nacht. Der feuchtwarme Scirocco schmolz in wenigen Stunden das Eis und den Schnee hinweg. Dächer, Mauern, Wege glänzten vor Nässe, die Luft wurde durchsichtig wie Glas, man meinte die entferntesten Gegenstände mit der Hand greifen zu können. Dann kam strömender Regen, dann der stürmische Westwind, einen Tag später der trocknende Du, die Sonne stieg empor und warf ihre fast heißen Strahlen auf die Erde. Der Vorfrühling war wieder da, das Thermometer am Gartenhause wies um die Mittagsstunden eine Sonnenwärme von achtzehn bis zwanzig Graden.

Die Spazierer zwitscherten so laut auf dem Dache und auf den blätterlosen Obstbäumen, daß Marie von ihrem Tische in der dumpfen Krankenzstube aufstand, um sich gleichfalls der blinkenden, warmen Sonnenstrahlen zu erfreuen.

Sie trat vor die Thüre des Hauses.

Ein lauer Wind spielte mit ihren nussbraunen Haaren und strich kosend über ihre Wangen. Dies that ihr so wohl, sie athmete tief auf und wandelte durch den Garten.

Hier und dort lag noch etwas Schnee auf den schattigsten Stellen. Aber gleich daneben guckten die kleinen Maßliebchen aus dem gelblichen Grafe hervor. Marie pflückte ein Sträußchen davon, um es der Mutter zu bringen.

Da schellte es an der Gartenpforte. Marie gieng, dieselbe zu öffnen. Raschen Schrittes trat Herr Werner in den Garten.

Marie erschrak, doch gewann sie schnell ihre Fassung wieder. Sie blickte den Mann mit ihren braunen Augen staunend an.

Der Mann erschien ihr so groß, und aus seinen Augen flammte ihr wilder Stolz entgegen.

„Ich kann mir nicht länger gebieten,“ sagte der Mann, „ich mußte Sie wieder sehen. Bisher beugten sich die Menschen vor mir in Demuth, Sie aber wollten mir selbst jede Annäherung verweigern. Doch nein, meine Worte sollten nicht hart sein, und ich komme nur, mich vor Ihnen zu zeigen.“

Marie senkte das Haupt. Sie wußte nicht, was auf diese Anrede zu erwidern. Aber der Mann ergriff rasch ihre Hand und drückte sie. Sollte sich die stille Jungfrau gleichfalls in Demuth wie die anderen Menschen vor dem reichen Manne beugen? Dies wollte, dies konnte sie nicht. Sie hatte ja in letzter Zeit sogar aufgehört, sich in mancher ihrer Überzeugungen vor der eigenen Mutter zu beugen. Sie war in ihren Gedanken und Empfindungen selbständig geworden oder glaubte es wenigstens zu sein.

Marie zog ihre Hand zurück und fragte mit leiser Stimme, ob sie der kranken Mutter seinen Besuch ankündigen solle. „Doch die Mutter hat heute nachts so wenig geschlafen, sie hat Fieber, wenn ihr der — Schrecken nur nicht schadet! Denn sie ist auf keinen Besuch vorbereitet und fürchtet noch immer, ihres Dienstes entlassen zu werden.“

„Ihres Dienstes?“ rief der Mann. „Ich schenke Ihnen das Haus und den Garten. So wird mindestens die Furcht, mich zu sehen, aufhören. Ich komme nicht als Störer in diesen stillen Garten. Mich treibt einzig der Wunsch hierher, Ihr schönes Bild vor den Augen zu haben. Aus den Gedanken schwand es mir niemals, denn es steht festgewurzelt in meiner Seele. Sie haben mein neues Haus betreten und nicht mehr verlassen. Die hohen Wände der Zimmer sahen früher in kalter Glätte auf mich Gelangweilten herab. Jetzt schließen sie einen Trunkenen ein, welcher sich durch liebliche, reizende Erinnerungen beerauscht. Was bin ich Einsamer zwischen all den leblosen Steinen und gleißenden Farben?“

Auf solche Weise hatte der reiche Mann noch zu keinem Mädchen der Erde geredet, umsoweniger als er vor Menschen überhaupt nur geringe Achtung hatte. Aber Marie, in der Tadellosigkeit ihrer Schönheit, stand gleichsam auf einer höheren Stufe vor ihm. Vor dem Einzigen beugt man sich immer, weil es herausgehoben aus dem Gemeinen ist.

Der Mann war zuerst durch die hold ergoffene, jugendlich reizende Gestalt des armen Mädchens stark erregt worden. Denn er befand sich noch immer in der Vollkraft der Gesundheit, wenn ihn gleich das ewige Einerlei seiner Tage zu ermüden begann.

Das schöne Geschöpf hatte sich ihm aber auch in seiner Demuth, in seiner Scham und in seinem unschuldigen Troste gezeigt und dadurch auf des Mannes Phantasie gewirkt.

Von einem so ganz armen und daher unerzogenen Mädchen konnte er jedoch weder aufgeweckten Geist noch wahre Bildung des Gemüthes erwarten. Darum war seine Leidenschaft, sein starker Trieb, das holde Wesen zu besitzen, weit entfernt von jeder echten Liebesweihe.

Marie stand jetzt vor dem reichen, stolzen Manne in all ihrer Scham. Sie wußte sich in ihrer Unerfahrenheit nicht aufzuraffen. Des Mannes Wort war so gütig, sein Blick so herrschend, seine Gestalt so vornehm und übermüthig.

„Lassen Sie uns durch den Garten gehen, liebes Kind,“ sagte der Mann, „es ist so warm, so sonnig! Wer wird sich heute unter ein Dach begeben?“

Und der verliebte Mann nahm das holde Mädchen bei der Hand und führte es zwischen den Obstbäumen und Gemüsebeeten hin.

„Schönstes Mädchen,“ begann er, „was zögere ich noch? Ich kam Ihnen anzubieten, was Sie irgend zu beglücken vermag. Ein volles Haus, eine gesicherte und behagliche Gegenwart und Zukunft. Sie dürfen nur wünschen, nur Ihr Verlangen nennen, und es wird in Erfüllung gehen. Denn ich bin reicher als viele, und der Reichthum erkaufte alle Annehmlichkeiten des Lebens. Ich biete Ihnen mich selbst an, holdes, entzückend schönes Mädchen, und begehre dafür Ihre Neigung, Ihre Hingebung an mein heiß erregtes Herz!“

Die Jungfrau war mit gebeugtem Haupte an des Mannes Seite einhergegangen, jetzt richtete sie sich hoch auf, obgleich sie ihm nicht in die Augen zu blicken vermochte, und sprach wie vor sich hin: „Nein, das kann nicht sein!“

„Und warum nicht?“ fragte Herr Werner hastig.

„Ich kann's nicht sagen,“ erwiderte das Mädchen mit Thränen in den Augen, „aber ich weiß es klar, ich selbst, die Mutter und der brave Maler würden dies verdammen.“

„Welcher Maler?“ rief der Mann leidenschaftlich aus.

„Er hat mich zu heiraten begehrt, aber sein strenger Vater hat es ihm nicht erlaubt.“

„Ein junger, vorwitziger, armseliger Student also?“

„Armselig war er nicht, auch nicht arm. Wir rechneten darauf, sehr glücklich werden zu können.“

„Doch aus all diesem Glücke wurde nichts.“

„Es ist doch etwas davon zurückgeblieben. Das wenige, was ich weiß, verdanke ich dem jungen Maler. Denn er wollte mich als seine künftige Gattin so weit unterrichten, als es einer ordentlichen Frau noth thut. Dies kann ich ihm wohl niemals vergessen, wenn es mich auch schmerzt, daß er mich auf den Befehl seines strengen Vaters verlassen hat.“

„Sie sollten ihm zürnen, diesem Unbeständigen!“ rief Herr Werner.

„Ich that dies auch. Aber jetzt fällt es mir nicht mehr ein. Er hat rechtgehabt, denn wenn mich sein Vater nicht ins Haus haben wollte, was hätten wir für eine Freude aneinander gehabt?“

„Du warst eben nicht verliebt in ihn, mein schönes Kind! Sonst hättest Du auf alle Nebendinge vergessen, wie ich auf alle Nebendinge vergeße, wenn ich Dich ansehe. Und stürzten alle Mauern rings um uns zusammen, ich wollte Dich doch an mich ziehen und Dich besitzen unter all den Trümmern. Wer so heiß liebt und begehrt wie ich, den kümmert die ganze übrige Welt nicht.“

Und der Mann schlang seinen starken Arm um das Mädchen und wollte es an seine Brust drücken. Aber Marie stieß ihn fast rauh von sich und entriß ihm ihre Hand.

„Ich muß zur Mutter zurückgehen,“ flüsterte sie mit leiser, von Zorn erregter Stimme.

„So hast Du also einen Abscheu vor mir?“ rief der Mann und blickte das Mädchen hocherröthend an.

„Ich habe Furcht, denn ich weiß nicht, was ich auf alles das antworten soll, was Sie mir da sagen. Sie sind der Herr, und ich bin vor Ihnen sehr wenig. Aber — aber — so gar wenig nicht, daß ich . . .“

Doch hier verstummte das Mädchen plötzlich. Es wurde bald roth und bald bleich. Dennoch blieb es wie an die Erde gewurzelt stehen und vermochte aus Angst und Scham keinen Schritt zu machen.

„Gehen Sie, Marie,“ sprach der Mann betroffen, fast beschämt, „wenn Sie mich nicht leiden können!“

Das Mädchen gieng jetzt in der That verwirrt dem Hause zu. Über dem Wege lag ein Rechen. Das Mädchen aber sah weder Baum noch Bank, noch Weg, noch den Rechen. Die zitternden Beine vertiefen sich, das Mädchen stürzte zur Erde.

Der Mann eilte herbei und hob das bleiche Mädchen empor. Kein Wort kam über seine Lippen. Ohne Gruß schritt er der Gartenthür zu und betrat hastig die Straße.

Marie stand verwirrt, betäubt. Jetzt war sie allein, alles um sie her im stillen Garten schwieg, sie hörte die Schritte des gewaltigen Mannes draußen auf der Straße; endlich raffte sie sich auf, flog zur Pforte und drehte den Schlüssel.

Ihr Herz schlug fieberhaft, ihre Wangen brannten, ihre Empfindungen waren heftig erregt. Sie lief durch den Garten athemlos, sie wußte sich nicht zu fassen.

„Ist er mein Feind? Und bietet er mir nicht alles, nach dem ich in meinen geheimsten Wünschen blicke? Er in seiner Macht, in seinem Reichthum, in seinem Stolze will mich überschütten mit allem Schönen, er selbst gibt sich mir in seiner ungestümen Zuneigung zu mir ärmsten, von der ganzen Welt unbemerkten oder vergessenen Magd! Er hätte die franke Mutter und mich in seinem Zorne verstoßen können, und er macht uns in seinem Zorne reicher, als wir träumen durften. Als er zu mir redete, wehrte ich mich aus dem Herzen heraus. Ich war voller Scham und Zorn. Jetzt stehe ich allein hier und möchte die Luft mit meinem Geschrei erfüllen, um ihn wieder zu sehen, um seine Worte zu hören, um mich zu demüthigen oder ihm aufs neue meinen Haß und Zorn zuzurufen. Alles ist leblos um mich herum, diese Sträucher und diese Bäume. Nur die Menschen haben echte Gewalt, und sie machen uns wunderfelig durch ihre Höhe!“

Herr Werner stand in seinem einsamen Gemache.

Er war ein anderer Mann geworden. Den ehemals Slangweilten, Entmuthigten durchströmte jetzt die eiserne Kraft des Wollens vom Wirbel bis zur Sohle.

„Das Leben,“ dachte er, „ist ein leeres Sein, wenn wir nicht lebhaft begehren und das Begehrte erreichen und genießen. Ich war ein Weiser oder ein Kranker, da mich die Schönheit auf Erden kalt ließ. Heute bin ich vielleicht ein Dummkopf, aber ich empfinde mich so kerngesund! Ich könnte mit dem Teufel den Kampf beginnen. Das ur schöne Mädchen muß mein werden. Denn was ist mir alles Gold, was ist mir dieses glänzende, anspruchsvolle Haus, wenn ich, der Besitzer, an allem darbe, nach dem ich verlange? Die eisig kalte Jungfrau mag unbezwingbar sein. Als mein Weib aber wird sie erwärmen, zu heißem Leben erwachen, und wir werden beide als Mann und Weib den echten Schatz des irdischen Lebens heben. Ich, der Millionär, will um die Bettlerin werben. Wie doch diese dummen Leute mit ihren Alltagsgedanken mich verhöhnen werden! Verhöhnt mich, Ihr dummen reichen Leute, die Ihr Euch von angelernten Grundsätzen beherrschen lasset! Euere bleichen Leichname vermählen sich, nachdem Ihr Euere Namen und Euere Banknoten geprüft habt. Ich, ein gesunder Mann, werbe um die Schönheit, und Kraft und Schönheit sollen eine glückliche Ehe geben.“

Es war Nacht. Marie stand am Bette der Mutter, welche eben leise eingeschlummert war. Mariens Gedanken hoben das früher so schüchterne, so still genügsame Mädchen aus der dumpfen Krankenzstube heraus in die lockende sonnige Welt. Marie empfand sich befreit von Sorge, von aller Furcht, von aller Ungewissheit. Sie war sich selbst ein Räthsel geworden. Das Bild des Mannes, der zu ihr in feuriger Leidenschaft geredet hatte, schwebte wie verklärt vor ihrer Seele. Das Bild Friedrichs war immer bleicher, immer gespensterhafter geworden, eine zerfließende Wolke am blauen Himmel. Markig aber zeigte sich ihr der stolze, hohe Mann, der so heiß ihre Liebe begehrte.

„Wie öde,“ sann das Mädchen, „war die Welt um mich! Und ich lebte in den Tag hinein. Da zeigte er sich mir, und ich haßte ihn. Und in meinem Haffe mußte ich doch immer an ihn denken, als wäre dieser Haß ein Brunnen, der mich erquickte. Einen Menschen zu hassen thut mir so wohl, und es kommt mir vor, als wäre er der einzige Mensch auf Erden! Wenn er jetzt einträte, ich würde meine Faust ballen und ihm zurufen: Gehe weg von mir, denn Deine Worte erniedrigen mich, sie machen mich beschämt vor mir selbst! Wenn er nur jetzt vor mir stände, immer vor mir stände, daß ich ihm sagen könnte, immer sagen könnte: Gehe weg von mir, denn ich haße Dich, und Dich zu kränken ist mir eine Freude! Denn ich bin so stolz, als Du selbst bist.“

Über Mariens Wangen spielte ein Lächeln. Das Bild des gewaltigen Mannes stand vor ihrer erregten Seele. Er kniete vor ihr, wie es einst Friedrich gethan, und sie strich mit ihrer Hand über des Mannes dunkle Locken. Sie mußte ihn hassen, und in ihrem Haffe war sie doch so selig, so wunderbar selig in eines Menschen Armen.

Es war ein sonniger, warmer Vormittag, der Himmel so tiefblau und strahlend, wie er nur in den Monaten Februar oder März ist. Noch hauchte die Erde keine feuchten Dünste aus, die Luft war so rein, so

durchsichtig, daß die Sonne die fernsten Winkel bis ins Tiefste hinein vergolden konnte.

Darum sagte Marie zu ihrer kranken Mutter: „Heute ist ein goldener Tag. Lege Deine Kreuzer ans Fenster, und sie werden zu Ducaten werden! Selbst unsere alten Gartenmauern funkeln, und ich meine, ich könnte heute mit dem Kaiser reden, als ob ich so reich wäre wie er.“

Die Mutter versuchte zu lächeln, aber sie war so schwach, daß sie bald die Augen schloß und in Schlummer fiel. Marie gieng ans Fenster. Sie konnte indes nicht in der schwülen Stube bleiben.

Der erste Frühling ist ein Despot. Die Natur ist überhaupt ein Despot, sie beherrscht und meistert die Individuen und die Völker. Sie scheucht durch böses Wetter die Genießenden in die Stube zurück und fesselt sie dort an den Arbeitstisch. Sie lockt die Fleißigen hinaus aus der engen Zelle zum Genuße des Lichtes, der Luft. In kälteren Ländern macht sie die Fleißigen gesund, die einzig dem Genuße Ergebenen krank; in wärmeren Gegenden macht sie die Fleißigen krank und gibt den Fröhlichen gesunde Kraft im Genuße. So wird sie die Meisterin der Völker und drückt ihnen ihr Zeichen auf.

Marie trat heraus in den goldenen Sonnenschein. Sie gieng unter den Obstbäumen hin, ihr war so wohlthunig. Hätte sie Flügel gehabt, so würde sie gleich auf das flache Dach des alten Hauses geflogen sein. Denn der Raum zwischen den Gartenmauern schien ihr heute vielzu enge. Aber sie war ja sonst schon öfters auf dieses Dach gestiegen, hatte sich auf die Trümmer der Balken und Ziegel gesetzt und ihre neugierigen Augen herumsehnen lassen.

Marie schritt also nach dem Hause, sah erst ihrer Mutter nach, und als sie diese im tiefsten Schlummer fand, erlaubte sie sich, auf eine Viertelstunde ihrer Herzenslust nachzugehen. Sie stieg die Treppe hinauf und schlüpfte bald durch den großen Riß im Hausdache ins Freie. Dort setzte sie sich auf einen morschen Balken und blickte nach der Stadt aus.

Wie die tausend und tausend Fenster glitzerten und die weißen Mauern schimmerten! Die Stadt kam ihr heute noch einmal so groß vor als sonst. Auch konnte sie die Zifferblätter an den Kirchtürmen aufs klarste wahrnehmen. Die alten gothischen Kirchen, die Kuppeln der neueren hoben sich gewaltig von den Häusern ab, sie schienen in die Höhe und in die Breite gewachsen zu sein, sie warfen ihren Schatten weit aus. Die Berge standen, als wären sie gebadet worden, ohne jegliche Hülle in ihrer Reihe da, das Mädchen vermochte die Mulden, die Wege und die Weingärten genau zu unterscheiden.

Marie blickte eine Weile vergnügt in die heitere Welt hinaus, dann aber versank sie ins Nachdenken. Sie hatte eben nach der Gegend ausgesehen, wo das Haus des reichen, mächtigen Mannes stand. Doch wie konnte sie dieses Haus unter den tausenden herausfinden?

„Der Mann geht dort unten immer im Freien umher, wohin er will, und ich bin hier oben eingeschlossen. Kein Mensch spricht hier mit mir und mit meiner Mutter, der Maler ist fort, er wird nicht mehr wiederkommen. Und selbst wenn er wieder käme, ich weiß nicht, ich habe

gar kein Verlangen nach ihm. Dieser reiche, mächtige Mann aus der Stadt sieht so stolz, so groß vor ihm aus! Aus seinen Augen blickt mich etwas ganz Besonderes an, als könnte er damit die Erde verzaubern. Freilich hat er darin eine Gewalt, vor der ich mich fürchten muß. Es ist, als ob er Gehorsam von mir fordere, aber ich will ihm nicht gehorsam sein. Meine Mutter sagte mir einmal, es wäre eine Sünde, solch einem stolzen, mächtigen Manne anzuhängen, und ich glaube es. So manches, was die Menschen wünschen, ist eine Sünde, dies fand ich auch in meinem Gebetbuche. Darum will ich dem stolzen Manne zeigen, daß ich kein albernes Kind bin, welches sich von dem Nächsten bereden läßt."

Die Sonne schien so heiß auf das Dach herab, daß Marie ganz erhitzt und geblendet ihren Sitz verließ. Sie stieg die Treppe herunter; da war es ihr, als befände sie sich in einem eisig kalten Keller. Im Hause herrschte ja noch immer der Winter.

Kaum stand Marie wieder am Bette der schlafenden Mutter, als sie die Glocke an der Gartenthüre ungestüm schellen hörte. Sie eilte hin und öffnete. Werner trat ihr entgegen.

Mariens Herz pochte heftig, dunkle Röthe überflog erst ihre Wangen, dann wurde sie bleich, so bleich, daß der gewaltige Mann erschrocken nach ihrer Hand griff, denn er fürchtete, sie könnte zur Erde sinken.

Doch das Mädchen faßte sich schnell, entzog dem Starken die kleine Hand, wollte sprechen, aber vermochte nur die Lippen zu bewegen.

Werner wich einen Schritt zurück. Er empfand den edlen Stolz eines rechtschaffenen Mannes; wilder Schmerz nagte an seinem Herzen, doch er verbarg ihn.

Marie brach in Thränen aus.

„Sie weinen, liebes Mädchen? Was soll ich über diese Thränen denken?“

Das junge Mädchen schwieg fassungslos.

Da überkam ihn ein Erbarmen. Sanft nahm er Mariens Hand, und er führte das Mädchen den Weg zwischen den Gemüsebeeten an der Gartenmauer hin.

„Warum weinen Sie, Marie? Warum fürchten Sie mich als Ihren Feind? Ich kam als ein Redlicher. Ich will eine einzige kleine Frage an Sie richten. Eine einzige kleine Frage, welche Sie mir klar und offen beantworten sollen. Lieben Sie den jungen Maler?“

„O Herr, ich bin verlassen von aller Welt! Ich weiß mir nicht zu rathen. Ich weiß nicht zu reden.“

Das Mädchen zitterte heftig vor Scham und Furcht.

„Sie sind verlassen von aller Welt? In Ihren Gedanken auch von dem Maler? Dann lieben Sie diesen jungen Künstler nicht.“ Und der reiche Mann stand mit hochgerötheten Wangen vor dem Mädchen und ergriff dessen beide Hände.

„Sagen Sie mir ein aufrichtiges Wort, als ob Sie zu Ihrem Bruder, zu Ihrer Mutter sprächen! Ihre Mutter ist alt. Ich aber bin noch jung genug, um ein Herz zu verstehen. Vergessen Sie ganz darauf,

dass ich Sie liebe, mein holdes, schönes Kind, und vertrauen Sie sich in mir demjenigen, der Ihnen wohl will unter allen Menschen!"

Das junge Mädchen sah mit seinen braunen Augen so fragend zu dem Manne auf, dass er sich unwillkürlich neigte, es auf die Stirne zu küssen. Doch küsste er die holde Maid in ihrer Scham nicht, aber er neigte sich so voll von Liebe, dass er mit ehrlichem Herzen das Bekenntnis ihrer Furcht oder ihres Wunsches empfangen konnte.

„Wenn heute dieser junge Freund käme, mit dem Segen seines Vaters käme und würbe um sein einst so heiß geliebtes Mädchen?"

„Herr Friedrich denkt gewiss nicht mehr an mich, er hätte mir ja sonst geschrieben. Ja, lieber Herr, er hätte mir gewiss sonst geschrieben! Wenigstens geschrieben, dass ich ihn nicht ganz vergessen solle, und er hätte auch gefragt, wie es der kranken Mutter ergehe.“

Fest überzogen sich des Mädchens Wangen mit dunkelstem Roth. Die Arme fühlte sich so bloßgestellt, sie wusste nicht, ob sie nicht die größte Thorheit gesagt habe. Denn sie hatte ja gleichsam im Zorne wider den Maler gesprochen.

Der reiche Mann war kein Jüngling mehr. Er beherrschte die Kunst, in den Herzen der Menschen, vor allem in den Herzen der Weiber zu lesen.

„Marie," flüsterte er und drückte einen Kuß auf des Mädchens weiße Stirne, „Marie, mein holdes Mädchen, dieser Maler ist ein junger Knabe, welcher seinem Vater gehorcht, ein willenloser Knabe, welcher sich hinter dem Ofen wärmt, wenn es draußen stürmt und schneiet! Marie, ich biete Ihnen das Glück des Lebens, Reichthum und Liebe, als ein freier Mann!"

Da erhob sich das verschüchterte Mädchen aus seiner Scham und sagte sehr laut: „Lieber Herr, Friedrich durfte nicht mehr an mich denken, durfte nicht mehr an mich schreiben, weil ich arm und von geringer Herkunft bin! Sie — Sie dürfen nicht so zu mir reden, weil ich arm und vor Ihnen nur gering bin. Aber ich will mich nicht vor mir selber, vor meiner Mutter und auch nicht vor unserem lieben Herrgott schämen, wenn ich ein Vaterunser bete.“

Der hohe Mann blickte unverwandt auf das holde, trozige Mädchen. Es schien ihm verklärt im Sonnengolde einherzuwandeln. Das blaue Tuch war dem lieblichen Haupte entfallen, und von der Stirne flossen die nussbraunen Haare in reichen Wellen. Die schlanke, echt jungfräuliche Gestalt war in ein ärmliches und kurzes Kleid gehüllt, doch eine unennbare Hoheit, wie sie allein der unentweiheten Schönheit eigen ist, spottete des hässlichen Gewandes oder umgab es vielmehr mit dem stillen Zauber der Nüchternung. Der reiche Mann stand wie ein Bettler vor dem armen Mädchen, das nur ein kindliches Herz und die Anmuth unverdorbener Jugend sein Besitzthum nannte.

„Warum reden Sie so harte Worte, meine holde Marie? Will ich Sie denn ehrlos machen?"

Marie wurde bleich, auf ihrem Gesichte zeigte sich jäher Schmerz.

„Lieber Herr," sprach sie, „wie unbarmherzig gehen Sie mit den Menschen um! Ich habe niemand auf der Welt als meine kranke Mutter. Was soll ich, was kann ich zu Ihnen sagen, um Sie nicht zu

erzürnen, nicht zu kränken? Ich weiß es nicht. Gewiß, ich weiß es nicht. Gerne möchte ich anders zu Ihnen reden, lieber Herr! Ich habe recht oft in Angst zu Gott gebetet, er möge Sie von Herzen beglücken, ich habe alle Tage daran gedacht und darüber geweint, daß Sie ein so vornehmer, reicher Herr sind. An den Maler denke ich gewiß nicht mehr, gewiß nicht, lieber Herr! Der liebe Gott weiß es. Er will nicht, daß ich Ihnen in Ehren angehöre, sonst hätte er mich ja zu einem reichen Mädchen gemacht."

Marie verbarg ihr Gesicht mit beiden Händen, sie hätte kein Wort mehr hervorbringen können.

Herr Werner sagte weiter als: „Liebe Marie, führen Sie mich zu Ihrer leidenden Mutter! Ich will ihr Trost und Beruhigung schaffen, dies ist vor allem anderen Pflicht.“

Und er nahm das Mädchen bei der Hand, und so giengen sie dem Hause zu.

Die kranke Gärtnerin saß in ihrem Bette, aber ihre Augen waren so gläsern, sie sahen ins Leere hinaus. Bei ihrem Anblicke begriff es der Mann noch klarer als Marie selbst, wie ganz verlassen das arme Mädchen in der Welt stand. Unter den Trümmern des alten Hauses, am Bette einer Sterbenden, ohne jeglichen Freund, in der völligen Unerfahrenheit der Jugend.

Marie wußte nichts anderes, als daß sich kein Mensch um sie kümmerte. Das Gärtnerhaus lag ja so weit außerhalb des Verfehres, ringsum befanden sich ausgedehnte Gärten und hie und dort eine palastähnliche Villa mit vornehmen Bewohnern. Das Gärtnerhaus war selbst ein köstliches Landhaus gewesen, ehe es verbrannt bis auf das Erdgeschloß. Damals wurde der dazu gehörige Park verkauft, durch eine Mauer geschieden, und es blieb bloß der kleine Garten mit den Gemüsebeeten und den auserlesenen Obstbäumen übrig. Das war des Mädchens Welt, in welcher es sorglos wie ein Kind wandelte.

Aber der reiche Mann kannte die Welt und das Leben. Er durfte nur in seine eigene Brust blicken, um die Gefahren zu überschauen, welche von allen Seiten her das arme, unschuldige Kind bedrohten. Allein von seinem Arm beschützt, konnte es freudig und ohne Arg die ihm fremde feindliche Außenwelt betreten.

Sein großer Reichthum ward ihm heute zum erstenmale ganz verständlich, denn er zeigte ihm außerhalb dieser dumpfen engen Stube voller zerbrochener Geräthschaften sein weites, mit Gütern gefülltes Haus, sein altes, aber so wohnliches Jagdschloß im grünen Buchenwalde, seine glänzenden Pferdegespanne, das Heer von Dienern, welche seinem Befehle gehorchten. Das klare Bewußtsein dieses beglückenden Besitzes hatte Marie in ihm erweckt.

Herr Werner beugte sich über die Kranke und erkundigte sich mit liebevollen Worten, ob sie nicht einen Wunsch habe; die alte Gärtnerin schien ihn indessen nicht zu verstehen, sie sah theilnahmslos vor sich hin. Marie küßte ihr die Hand und richtete ihr das Kissen.

Da bat der Mann, daß Marie Papier und Feder herbeibringe.

Das Mädchen brachte das Schreibzeug und stellte es auf den Tisch.

„Wir müssen alsogleich an den Vater nach Eger schreiben. Er hat es zwar nicht um Sie verdient, mein liebes Mädchen! Denn die wahre, die einzige Liebe kehrt sich an keinen Befehl des Vaters. Sie handelt ohne Schranken, denn in ihr liegt die größte aller Gewalten. Segen Sie sich, liebes Kind, und schreiben Sie!“

„Was soll ich an Herrn Friedrich schreiben? Er hat es ja doch redlich mit uns gemeint. Ich will ihn nicht kränken.“

„Wer weiß, ob Friedrich nicht schon heute Herr seiner Handlungen geworden ist. Sein Vater ist ein sterblicher Mann. Friedrich mag vielleicht die Stunde ersehnen, vor sein einst so heiß geliebtes Mädchen zu treten. Oder es mag ihn das Gewissen dazu treiben. Schreiben Sie immerhin, daß Sie nicht sein Weib werden wollen!“

„Ich habe recht Angst, an Herrn Friedrich zu schreiben. Er würde vielleicht über mich lachen. Nein, Herr Werner, ich will lieber nicht schreiben! Ich müßte ihm ja auch ehrlich sagen, daß ich schon lange nicht an ihn gedacht habe. Gewiss, lieber Herr, Friedrich kümmert sich nicht mehr um mich! Ich habe Angst, an ihn zu denken.“

„So will ich in Ihrem Namen schreiben!“ sagte der ungefüge Mann.

Marie gieng zu ihrer Mutter zurück und lieboste die so schwer Erkrankte. Sie brachte ihr die Suppe von dem Ofen und gab ihr mit dem Pöffel zu trinken.

Herr Werner aber schrieb:

„Sie werden erstaunen, diese Zeilen aus fremder Hand zu erhalten. Marie Berger ist meine geliebte Braut, und ich erachte es als die schönste Pflicht, dem armen, braven und tugendhaften Mädchen von jetzt an jede Noth, jeden Schmerz des Lebens zu erleichtern. Ein Zufall ließ mich, den Eigenthümer des Gärtnerhauses, das Mädchen in all seiner Schönheit, Beharrlichkeit, in seiner Unschuld und seiner echten Treuherzigkeit erkennen. Ich habe das arme Mädchen zu meiner Gattin erwählt, weil ich es über alles in diesem Leben liebe. Freilich bin ich in der glücklichen Lage, frei von Sorge und frei von Rücksicht auf Verwandte zu sein.“

Als der reiche Mann den Brief geschrieben, bat er Marie, denselben zu prüfen.

„Sagen Sie mir, theuerstes Mädchen, ob ich diese Zeilen dem Vater senden darf!“

Marie legte gleich nach Lesung der ersten Zeilen das Papier wieder auf den Tisch. Sie stand wie verwirrt. Aber der Mann las mit lauter Stimme den Brief. Dann umschlang er das zitternde Mädchen und fragte mit einem Blick reiner Liebe in die holden braunen Augen des schönen Kindes: „Marie, willst Du mein Weib werden?“

„O Gott, ich! bin so arm!“

„Du hast mir das reichste Gut gegeben. Du hast Deine Liebe, Deine kindliche Liebe zu Deinem Freunde, dem Vater, mir als ein reines Opfer dargebracht. Es war das einzige, was Du mir opfern konntest, und Du hast es mit Deinem kindlichen Herzen gethan. Ich weiß es, ich fühle es. O Marie, werde mein Weib, ich will Dich als Mann beglücken, ich will Dein Schirmer im Leben sein, wo Du bis jetzt so verlassen wandeltest! Marie, willst Du mein geliebtes Weib werden?“

„Amen!“ rief die kranke Mutter mit heiserer Stimme und sank auf die Kissen zurück.

Die Sterbende war nur auf einige Augenblicke zum Bewußtsein wiedererwacht. Des Mädchens Herz war voller Seligkeit. Die Mutter hatte gleichsam den Segen dazu ertheilt.

Das holde Mädchen lehnte sich an des Mannes Brust. Da gieng ihm die unverstandene Lust alles Daseins auf. Es empfand sich im Schoße des lauterer Glückes. Aber es vermochte kein Wort dafür zu finden, was es empfinde.



Drei Monate waren dahingegangen. Der Monat Mai hatte das schlechteste Wetter gebracht, Regen und kalte Winde waren über die Blumen gefahren, und die Menschen konnten nicht genug Worte finden, den bösen Lenz zu schmähen.

Ein einziges Menschenpaar dachte anders über den heurigen Frühling. Es nannte sich seit etwa fünf Wochen Mann und Weib.

Heute war endlich der volle Sommer gekommen. Die Erde war von dem häufigen Regen erfrischt, der Himmel blau, die Luft von würzigem Duft erfüllt, und die Sonne sandte glühende Strahlen herab.

Eine glänzende Kutsche hielt vor dem Gärtnerhause in der Vorstadt. Der Bediente schellte an der Pforte, welche von einem alten Manne geöffnet wurde.

Aus dem Wagen stieg ein hoher Mann und eine schöne junge Frau in tiefster Trauer. Das schwarze Wollkleid floss in anmuthigen Falten von der schlanken jugendlichen Gestalt herab und verlängerte sich bis zur Schleppe. Der kleine Hut mit dem Schleier verbarg weder die rothigen Wangen noch die mußbraunen Haare der jungen schönen Frau.

Das Paar trat in den Garten. Gerüste umschlossen das Häuschen, dessen Dach völlig abgetragen war. Dafür begannen sich Pfeiler an Pfeiler zu erheben, die Ziegel lagen hoch aufgeschichtet auf dem Vorplatze, vier zierliche Säulen lehnten an der Gartenmauer.

Das Paar schritt zwischen den Obstbäumen hin; dieselben hatten schon kleine Früchte angefetzt.

„Mein lieber Mann,“ sagte die junge Frau zärtlich, „wenn nur meine arme Mutter es sehen könnte, wie glücklich ihr Kind ist!“

„Da würde sie eine allerliebste kleine Frau sehen und so blühend, als sie nur jemals zwischen all den reichen, strogenden Obstbäumen umhergieng. Aber hier auf dieser Bank mußt Du mir einen Herzenskuss geben.“

Und das Paar setzte sich, und die junge Frau spigte lächelnd ihren Mund.

„Nein,“ sprach sie, „Du garstiger Mann, hier will ich Dich nicht küssen! Denn hier auf dieser Bank hast Du gar böse Worte über meinen ehemaligen Verehrer geredet. Und wer weiß es, vielleicht hat er sich aus Gram gar ums Leben gebracht.“

Der glückliche Gatte lachte und rief: „Der hat schon längst eine andere geheiratet. Und obendrein eine weit hübschere und jüngere und ernsthaftere und vielleicht sogar eine Künstlerin, welche ihm zu seinen Bildern die Farben reibt.“

Marie machte ein wehmüthiges Gesicht. „Er erbarmt mich doch, er hat mich doch recht liebgehabt.“

„Aber nicht zur Hälfte, nicht zum zehnten, nicht zum hundertsten Theil wie ich meine schlimme Gattin liebe. Und dafür verdiene ich meinen Kuss.“

Marie streichelte dem verliebten Gatten die Wangen, „Kann ich auch dafür, daß ich auf alles andere vergesse, da Du mein bist? Doch ich bitte Dich — ich bin recht abergläubig, reden wir nichts mehr vom Glücke!“

In diesem Augenblicke trat ein sehr junger Mann in den Garten. Die Pforte war ja offen geblieben. Der Jüngling sah mit schmerzlichem Erstaunen die Veränderung, welche an dem alten Gärtnerhause vorgenommen wurde. Er schritt hastig den Gang zwischen den Obstbäumen hinauf.

Bleich wie der Tod stand er jetzt vor dem lachenden Ehepaare.

Marie stieß einen Schrei aus und verbarg ihr Gesicht an der Brust ihres Gatten. Sie umklammerte fest seinen Arm, als fürchtete sie den fremden Mann.

„Ist dies der Maler?“ flüsterte ihr der Erstaunte zu.

Marie aber richtete sich empor, erhob sich von der Bank und gieng, obwohl schüchtern genug, dem jungen Manne entgegen. Erröthend reichte sie ihm die Hand. „Herr Friedrich,“ sagte sie, „wir haben gar keine Ursache, voreinander zu erschrecken! Der liebe Gott hat uns alle nur beglücken wollen, wenn wir es auch anders dachten. Siehst Du, lieber Karl, hier ist Herr Friedrich, von dem ich Dir so viel erzählt habe!“

Als der hohe stolze Mann jetzt an die Seite der schönen jungen Gattin trat, empfand sich der arme Jüngling sehr gedemüthigt. Marie hatte mit wenigen Worten das Urtheil über seinen Wert, über seine Liebe ausgesprochen.

Friedrich erwiderte daher den Gruß ziemlich linksich. Ein bitteres Gefühl regte sich in seinem Herzen, der selige Traum der ersten Liebe war erst in diesem Momente einem unfreundlichen Erwachen gewichen. Denn nicht die Trennung von der Geliebten, nur ihr anderweitiges Glück ist der Tod der jugendlichen Liebe.

Friedrich war nach Wien gekommen voll Eifersucht, voll nagender Reue, voll Sehnsucht, die schwärmerisch Geliebte wieder zu sehen, und wäre es nur aus der Ferne. Jetzt trieb ihn sein Stolz aus ihrer Nähe.

Der junge Maler empfahl sich ziemlich rasch dem Wohlwollen des glücklichen Ehepaares und verließ den Garten.

Marie sah ihn eine Weile still nach, dann schlang sie ihren Arm um den lächelnden Gatten und flüsterte: „Kann ich denn noch daran glauben, daß ich Dich einst fürchtete? An Deiner Seite scheint mir alles so klein, was ich ehemals liebte, und alles so nichtig, was mir heute entgegentritt. Und ich selbst bin ja nur klein, aber ich fürchte kein Leid und keinen Schmerz, wenn ich an Deiner Seite bin.“

Und der Mann neigte sich und küßte sein holdes Weib.

